

In dieser Ausgabe

Thema:

Der Rhythmus der Woche

Zum Thema	1
Der Sonntag	3
„Ich habe den Sonntag für mich“ Nähe und Distanz in der Pflege	4
Arbeit am Wochenende nimmt zu	5
„Wir sind am Wochenende einfach nur für uns da“ Interview Familienzeit	6
Weiterbildung am Wochenende?	8
Ohne die Woche wären wir kulturlos	8
Wochen anderswo	10
ZpM-Leser zum Thema	11
Literatur zum Thema	12

Kunst und Zeitpolitik

Raumzeitbilder	13
----------------	----

Aus der DGfZP

Einladung zur Jahrestagung 2008	16
------------------------------------	----

Zum Tod von Helga Krüger	18
-----------------------------	----

Arbeitsgruppen der DGfZP	19
-----------------------------	----

Who is who?	20
-------------	----

Veranstaltungen	21
------------------------	----

Neue Literatur	22
-----------------------	----

Glosse	24
---------------	----

Antrag auf Mitgliedschaft	24
--------------------------------------	----

Impressum	25
------------------	----

Editorial

Das Thema dieser Ausgabe, „Der Rhythmus der Woche“ setzt das der vorigen Ausgabe, „Mach mal Pause“, fort. Zuvor ging es um die vielen kleinen und großen Pausen, die wir machen wollen, sollen, dürfen und nicht dürfen, die uns nahegelegt oder verwehrt werden. Diesmal geht es um eine gefährdete gesellschaftliche Zeitinstitution: den wöchentlichen Rhythmus von Werktagen und Feiertag.

In der Redaktion hat es Veränderungen gegeben. Marion Fabian zieht sich zurück. Zusammen mit Martina Heitkötter hatte sie vor genau fünf Jahren das ZpM gegründet und – um es in ihren Worten zu sagen – lustvoll gestaltet. Ihre guten Ideen und ihre Begeisterung wirken weiter. Wir verabschieden sie mit sehr großem Dank! Neu hinzu gekommen ist Ulrike Schrapf. Sie wird ihre Doppelqualifikation als gelernte Journalistin und als Arbeitspsychologin einbringen. Sie sucht, gemeinsam mit Benjamin Herkommer, nach neuen Wegen, Sie, die Leserinnen und Leser, einzubeziehen, um die Einseitigkeit der Kommunikation zu durchbrechen. Auch hierzu gibt es schon in diesem Heft Neues: Lesen Sie auf Seite 11. Wir hoffen freilich, auch die übrigen Seiten finden Ihr Interesse. Und nicht zuletzt auch die Einladung zur DGfZP-Jahrestagung über „Das Recht auf eigene Zeit“.

Die Redaktion wünscht Ihnen eine schöne Sommerzeit!

Thema

Zum Thema: Brauchen wir noch den gemeinsamen Rhythmus der Woche?

Manche Wochenrhythmen sind an eine Religion gebunden – wie das Fischessen an Freitagen – oder an den jeweiligen Stand von Arbeitsweisen und -verhältnissen – wie das bis vor einem halben Jahrhundert übliche häusliche Wäschewaschen am Montag. Freitagsfisch und Washtag verschwinden mit der alltaggestaltenden Macht der betreffenden Religion und mit der Verbreitung von Waschmaschinen. Ob jemand sie dennoch weiterführt, kann ihr oder ihm überlassen bleiben; es interessiert vielleicht Kulturwissenschaftler, kaum aber Politiker.

Anders verhält es sich mit dem tradierten Rhythmus von werktäglicher Arbeit und sonntäglicher Ruhe. Dessen Einhaltung ist kulturell tief verwurzelt. Ein Blick auf die Rhythmisierungen von Werk- und Feiertagen in verschiedenen Ländern, wie ihn das von Jürgen Rinderspacher, Dietrich Henckel und Beate Hollbach 1994 herausgegebene Buch „Die Welt am Wochenende“ bietet (s. Seite 12, sowie den Beitrag von Albert Mayr, S. 8), zeigt, dass die uns gewohnte Wochenrhythmik keineswegs naturgegeben und somit nicht die einzig mögliche ist. Sie verdankt sich vielmehr der jeweiligen historisch besonderen Konstellation, die sich aus religiösen und kulturellen Traditionen, aus ökonomischen und technischen Bedingungen sowie aus der Macht, die tradierte Normen sozialen Verhaltens im Leben der Individuen

haben, bildet. Diese drei Momente geraten im gesellschaftlichen Wandel immer erneut in Konflikte, und ihre Konstellationen verändern sich immer wieder. In diesem Magazin können nur wenige Schlaglichter auf einzelne Aspekte dieser drei Momente geworfen werden:

Die Heiligung des Sonntags und die kulturelle Tradition der Sonntagsruhe

Die jüdisch-christliche Heiligung des siebten Wochentags wirkt im Schutz des Sonntags durch das Grundgesetz der BRD als „Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“ noch heute weiter. Vor allem die Kirchen wachen über diesen Schutz: Wenn vor Weihnachten staatliche Instanzen Sonntagsöffnungen von Läden zulassen, melden sie sich zu Wort. 2007 haben die beiden großen Kirchen sogar eine Verfassungsbeschwerde gegen die besonders freizügigen Regelungen im Land Berlin eingereicht.

In den religiösen Feiern wird der Sonntag als Tag des gemeinsamen Innehaltens und Nachdenkens über den Sinn des Lebens gepflegt. Karlheinz Geißler nimmt in seinem Beitrag die säkularisierte Form in den Blick: die zugleich kultur- wie gemeinschaftsstiftende Bedeutung des wöchentlichen Ruhetags. Er plädiert insbesondere für den Erhalt des Sonntags als Tag, an dem Zeit für Kulturelles ist. Seine These: „Kunst und Kultur brauchen wir, um die Realität des Zeitlichen und die selbstgeschaffenen Zeitordnungen überhaupt ertragen zu können. Ohne die Woche wären wir weitgehend kulturlos“ (S. 9). Auch Jürgen Rinderspacher (S. 3) weist auf die Unterschiedlichkeit der werktäglichen und der sonntäglichen Zeit: „Am Sonntag soll Zeit, nicht Geld sein – Zeit bleibt dann Zeit“.

Der Sonntag als Erholungspause

Das Wochenende ist eine wiederkehrende Pause im fremdbestimmten Arbeitsleben, eine Insel selbstbestimmter Zeit, angefangen mit dem Ausschlafen am Morgen. Nicht allein Arbeitnehmer genießen diese Unterbrechung bewusst. Auch Menschen, die regelmäßig Dienstleistungen anderer entgegennehmen, nämlich Pflegebedürftige, leiden nicht nur an den Pausen des Pflegealltags, sondern genießen sie manchmal sogar. Das zeigt Irmgard Herrmann-Stojanov (S. 4).

Die zeitökonomische Vereinnahmung des Wochenendes

Der kulturellen Tradition wie auch dem Pausenbedürfnis vieler Menschen wirkt der Druck zur Anpassung des Arbeitens an die lineare, pausenlose Zeitökonomie der Wirtschaft entgegen. In Betrieben und auch in Großstadtzentren brummt es zunehmend rund um die Uhr und rund um die Woche. Der Trend zur Einebnung der Tag-Nacht-Rhythmik in Produktion, Dienstleistungen und Konsum zieht den Trend zur Auflösung der Werktag-Feiertag-Rhythmik nach sich. Wochenend-Dienstleistungen in Gastronomie, Transport und Unterhaltung haben sich vermehrt, sonntägliche Öffnung von

„Gedenke des Sabbatags, dass du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle Deine Dinge beschicken; aber am siebten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst Du kein Werk tun noch Dein Sohn noch Deine Tochter noch dein Knecht noch deine Magd noch dein Vieh noch der Fremdling, der in deinen Toren ist.“

(Moses 20, 8-10, Luther-Übersetzung)

Geschäften ist kein Tabu mehr. Die Statistiken, die Hartmut Seifert in diesem Magazin präsentiert (S. 5), zeigen den starken Anstieg der Sonntags- und Samstagarbeit zwischen 1991 und 2006. Zugleich hat sich die arbeitsfreie Ruhepause vom Sonntag auf ein langes Wochenende ausgeweitet, das meist schon Freitagmittag beginnt. Die Entwicklung ist freilich widersprüchlich: Einerseits ermöglicht die steigende Arbeitsproduktivität, dass die wöchentlichen Ruhephasen sich zeitlich ausdehnen können, andererseits verlangt verschärfter Wettbewerb, Pausen zu reduzieren. Gegenwärtig beginnt Letzteres, mehr Gewicht zu gewinnen: Samstagarbeit kehrt zurück. Sabine Schmidt-Lauff (S. 8) weist anhand von Daten über die zeitliche Platzierung von Weiterbildungsaktivitäten auf einen konkreten Aspekt dieser Tendenz.

Individualisierte oder kollektive Wochenrhythmik?

Die andere Seite des ökonomischen Liberalismus ist die der Individualisierung der Bestimmung über das eigene Leben. Wenn sonntags mehr Läden öffnen und vielerlei Freizeit-Events angeboten werden, empfinden das die meisten als eine angenehme Liberalisierung ihrer alltäglichen Zeitbedingungen. Doch der Gewinn an zeitlicher Freizügigkeit basiert auf Wochenendarbeit anderer. Immer mehr Menschen arbeiten an Sonntagen. Bei der Mehrheit von ihnen ist solche Arbeitszeit keineswegs beliebt. Laut einer Befragungsstudie des WSI der Hans Böckler Stiftung würden von denen, die am Wochenende arbeiten müssen, zwei Drittel dies gern reduzieren oder gar nicht mehr tun; der Sonntagszuschlag gleiche die Nachteile nicht aus.

Wer am Wochenende arbeitet, hat an einem anderen Wochentag frei. Könnte sie oder er dann nicht ebenso am Dienstag oder Donnerstag entspannen, zu sich selbst finden, kulturell aktiv sein? Manche wünschen sich diese Freiheit. Das Interview, das Ulrike Schrapf mit Elke Großer geführt hat (S. 6), zeigt jedoch, dass das zumindest bei Menschen, die in einer Familie leben, kaum der Fall sein kann. Wenn jedes Familienmitglied in der Woche nach eigenem Arbeits- und Freizeitplan lebt, ist nur am Wochenende Gemeinsamkeit aller möglich, und diese wird dann, jedenfalls in der Familie Großer, auch von allen bewusst gelebt. Jürgen Rinderspacher argumentiert darüber hinaus (S. 3). Es geht um mehr als darum, in Familien und unter Freunden gemeinsame Zeit zu haben. Er betont die allgemeine Bedeutung, die dem tradierten Wochenrhythmus wegen seiner kollektiven Gültigkeit

zukommt. Wenn die meisten entspannen, wenn die meisten nicht arbeiten (dürfen), dann wirke sich das auf alle aus: „...demonstratives Ruheverhalten der Umwelt... entlastet einen jeden Einzelnen“. Die gemeinsame Ruhepause trägt nicht nur zum Zusammenhang von Familien und von Freundschaften, sondern letztlich der ganzen Gesellschaft bei.

*Zeitpolitik für das individuelle
oder für das kollektive Wochenende?*

Nimmt man alle Beiträge zum Thementeil dieses Magazins zusammen, so geht es zeitpolitisch zweifellos darum, zu ver-

hindern, dass die kollektive Zeitinstitution des Sonntags – „das hohe Gut der ‚gemeinsamen Zeit‘ für das gesellschaftliche Zusammenleben“ (so Uwe Becker in der vorigen ZpM-Ausgabe, Nr. 11, S. 4 f) – nicht den Individualisierungs- und Ökonomisierungstendenzen unserer Gesellschaft zum Opfer fällt, die von vielen Seiten aus den gemeinsamen Wochenrhythmus angreifen. Freilich sollte das mit Bedacht und Augenmaß angegangen werden: Vielerlei Ausnahmen der Sonntagsruhe wird und muss es immer geben – aber sie sollten den Charakter der Ausnahme behalten.

Helga Zeiher

Der Sonntag

Eine Zeitinstitution mit Zukunft!

Die Flexibilisierung der Arbeitszeiten verändert unser Alltagsleben nachhaltig. Viel mehr als zuvor müssen immer mehr Menschen sich in ihrer Arbeitszeit an die Wünsche von Arbeitgebern oder an Auftragslagen anpassen, in der Automobilindustrie ebenso wie im Einzelhandel oder in der Tourismusbranche. Daraus ergibt sich für immer mehr Menschen ein Wechselbad aus monatelangen Überstunden und darauf folgender Halbtagsarbeit und bizarre Proportionen der Arbeitszeitverteilung über die Woche. In einigen Branchen ist inzwischen Arbeit auf Abruf per Anruf die Regel. Vor allem der Samstag wird wieder verstärkt zum normalen Werktag – immer mehr Läden schließen erst abends. Der Sonntag gilt zwar offiziell nach wie vor als herausgehobener Tag, ist auch gesetzlich geschützt, unterliegt aber einer schleichenden Aushöhlung. Wird er verschwinden? Oder hat er gerade eine Zukunft?

Das Wochenende, insbesondere der Sonntag, haben verschiedene Funktionen für das Leben der Individuen wie für das der Gesellschaft als Ganzer:

- **Schutz:** Wenn Arbeit, die am Sonntag nicht unbedingt erforderlich ist, durch Sitten und Gebräuche wie auch Gesetze negativ sanktioniert ist, bewahrt das Menschen vor Ausbeutung und Selbstausbeutung.
- **Animation:** „Ein schönes Wochenende“ wünscht man sich gegenseitig in den Büros und Fabriken, aber auch bei Polizei, Verkehrsbetrieben und in den Krankenhäusern, also selbst dort, wo aufgrund der besonderen Aufgabenstellung ein ganzes freies Wochenende eher die Ausnahme darstellt. Weil er frei von Erwerbsarbeit sein soll, fordert der Sonntag uns auf, an diesem Tag etwas anderes zu tun, als sonst. Das vermög individuelle freie Tage in der Woche nicht.

- **Entlastung:** Ein gemeinsames Innehalten erzeugt demonstratives Ruheverhalten der Umwelt. Das entlastet einen jeden Einzelnen: Man muss sich einmal wöchentlich keine Gedanken darüber machen, ob Arbeit oder Freizeit angesagt ist: Es ist Wochenende! Gerade die hochflexiblen Mitmenschen und Singles entdecken wieder, wie wertvoll es ist, nicht einen Großteil der knappen Zeit für die bloße Organisation der eigenen Zeit aufwenden zu müssen.
- **Integration:** Wenn alle Mitglieder der Gesellschaft (mit möglichst wenigen Ausnahmen) gemeinsam innehalten können und wenn sie dank des Animationscharakters des Wochenendes außerdem noch in einen Zustand hoffnungsvoller Erwartungen versetzt sind, läßt sich die verfügbare Zeit im größtmöglichen Ausmaß auch für persönlich gewünschte Aktivitäten nutzen. Und auch dafür, dies mit Anderen zusammen zu tun. Die Identifikation mit kulturtypischen Zeitinstitutionen ermöglicht Integration in eine Gesellschaft, stiftet Identität und das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Wenn die sozialen Umbrüche sehr stark sind, bleiben die Zeitinstitutionen einer Gesellschaft, so auch der Sonntag, davon nicht unberührt. So ist der klassische Sonntagsanzug dem legeren Freizeit-Look gewichen. Weder der Sonntagsbraten noch Pflichtbesuche der Verwandtschaft sind heute noch ein zwingendes Ritual. Mit Sonntag-Abend- und Camping-Platz-Veranstaltungen passen die Kirchen ihre Angebote den heutigen Freizeitgewohnheiten an.

Es wäre freilich zu kurz gegriffen, den Sonntag auf ein Freizeit-Event zu reduzieren. Die ursprüngliche Botschaft lautet, daß Wirtschaft und Leistung im Leben eines Menschen und

der Gesellschaft als Ganzer nicht alles sein dürfen. Mit seinem radikalen Anspruch, das Alltagsleben müsse regelmäßig angehalten werden, um wieder einmal tief durchatmen zu können, verkehrt der Sonntag in regelmäßigen zeitlichen Abständen für die gesamte Gesellschaft die Beweislast von Ruhen und Arbeiten. Das zeitliche Biotop Sonntag beziehungsweise Wochenende stiftet zeitliche Bewegungsfreiheit – was nicht mehr und nicht weniger ist als die Vergrößerung der Chancen jedes Individuums, sich nicht nur durch erwerbsbezogene Arbeit selbst zu verwirklichen. Am Sonntag soll Zeit nicht Geld sein – Zeit bleibt dann Zeit.

„Ich habe den Sonntag für mich“

Wochenrhythmus von Nähe und Distanz in der Pflege

„*Ich habe den Sonntag für mich. Sie glauben überhaupt nicht, was ich mir sonntags alles erlaube...*“ sagt die für die Pflege der Mutter allein verantwortliche 48-jährige Tochter, die als Vollberufstätige täglich viele Stunden bei der Mutter verbringt. Sie hat keine eigene Familie und wohnt fünf Minuten Gehweg von der Mutter entfernt. Die an Demenz erkrankte Mutter sieht es als völlig selbstverständlich an, dass die Tochter sofort nach Dienstschluss zu ihr fährt und dort jeden Abend verbringt: „*Das kriegt sie alles sehr gut hin,*“ sagt die Mutter. „*Sie ist ja auch allein in der Wohnung. Wenn sie paar Kinder hätte, dann wäre es anders... Was soll sie denn so viel machen?*“ Die Mutter akzeptiert lediglich, dass die Tochter den Sonntag für sich bleibt. Der Sonntag ist – neben den Stunden der Erwerbstätigkeit – der einzige Schonraum, den die Mutter der Tochter zubilligt, und den die Tochter für sich zu reklamieren imstande ist.

Pflegebedürftige (und ihre Angehörigen) nehmen auch in anderer Weise das Wochenende zur Hilfe, um die nötige Distanz – diesmal vom Pflegedienst – aufrechtzuerhalten: Sie gestatten sich, wenn es irgend geht, auf den Pflegedienst am Wochenende zu verzichten und nehmen es mit der Hygiene dann am Samstag und Sonntag nicht ganz so genau. Die Möglichkeit, morgens mal niemanden herein lassen zu müssen, wird als willkommene kleine Freiheit empfunden: „*Da kann ich mal fünf grade sein lassen,*“ sagt eine alleinlebende gehbehinderte 82-jährige Frau, die an den fünf Werktagen morgens regelmäßig die Hilfe eines Pflegedienstes in Anspruch nimmt. Hier deutet sie auf die Kontrolle, die zum Besuch des Pflegedienstes dazu gehört. „*Wir lassen unsere Blicke natürlich schweifen und sehen ganz viel*“ (in der Regel zum Schutze der Betroffenen/Kunden/Klienten), sagte mir eine Pflegerin. Aber eine derartige tägliche Kontrolle im Privatbereich ist und bleibt eine heikle Angelegenheit, und eine regelmäßige Pause davon tut sicher gut.

Inmitten des Alltags unserer Gesellschaft, in der Zeit so kostbar wie nie zuvor ist, ist das Wochenende ein zeitliches Biotop im Fluss der Alltagszeit. Kaum ein Individuum ist allein so stark, diese Umkehrung der Sichtweise auf Dauer für sich allein durchzuhalten. So gesehen, ist der Sonntag gerade in einer immer hektischer werdenden Zeit eine Institution, die auf eine weitere Zukunft hoffen darf.

Jürgen P. Rinderspacher

Das Wochenende ist eine kritische Zeiteinheit im Pflege- und Betreuungssektor. Jede(r) möchte *ihr (sein)* Wochenende leben, Wochenend(erwerbs)arbeit ist weiterhin unbeliebt, aber auch privat geleistete Pflegeaufgaben werden bisweilen gerade dann lästig, wenn sich die Umgebung im Wochenend-Feeling aalt. Ambulante Beschäftigungs-Betreuungsangebote für Pflegebedürftige gibt es in der Regel nur an den fünf Werktagen. Am Wochenende findet nichts statt, was zur Ablenkung beitragen könnte. So hat die ansonsten vorbildliche Mehrgenerationen-Wohnanlage in Köln (Modellprojekt: Neues Wohnen im Alter), in der eine an Demenz erkrankte Interview-Partnerin seit Jahren lebt, in deren Augen einen besonderen Makel: Das von den Mitbewohnern autonom betriebene Café, in dem sie sich täglich mindestens zwei Stunden aufhält, („...und freitags gibt es ab 17 Uhr eine Happy Hour, da kostet der Sekt nur einen Euro“) hat nämlich „*leider, leider*“ wie sie sagt, am Wochenende immer geschlossen.

Besonders von extrem belasteten pflegenden Angehörigen, die rund um die Uhr Betreuungs- und Pflegeaufgaben wahrnehmen, wird betont, wie schön es wäre, gerade am Wochenende auch mal „frei“ zu haben – aber es mangle an Angeboten für ihre pflegebedürftigen Angehörigen außer Haus, ebenso wie man ehrenamtliche Helfer eigentlich auch nicht am Wochenende bemühen möchte. So kann die Schutzfunktion des Wochenendes¹ zu einer Barriere werden, um Hilfe anzunehmen.

Deshalb sei hier ein Duisburger Angebot lobend hervorgehoben, das den Bedürfnissen der pflegenden Angehörigen nach temporären Distanzierungsmöglichkeiten „in time“ (das heißt genau dann, wenn sie es auch wirklich wollen) entgegenkommt. Am Samstag wird zwischen 14 und 19 Uhr eine Betreuung für demenzkranke Menschen in einem Heim des Christopherus-Werkes zu sehr günstigen Konditionen angeboten, um den pflegenden Angehörigen den Samstag-Nach-

mittag zu „schenken“. Es konnte dadurch ein Arbeitsplatz geschaffen werden, und zusätzlich sind immer genug Ehrenamtliche am Werk, so dass nahezu eine 1:1 Betreuung gewährleistet ist. Dies deutet daraufhin, dass es immer auch Ehrenamtliche gibt, die am Wochenende froh sind, nicht allein zu Hause sein zu müssen, und die ihre Zeit lieber sinnvoll in einer solchen – meist fröhlichen – Gemeinschaft verleben und dabei alle Gratifikationen erhalten, die ein Ehrenamt zu bieten imstande ist: Wärme, Nähe, Dankbarkeit, das Gefühl, gebraucht zu werden, Angenommensein, eine Zeitstruktur im Alltag

(Zeit)Politische Forderung

Das „Besondere“ des Wochenendes sollte für Nähe- wie auch für Distanzierungsbedürfnisse im Pflegealltag besser nutzbar gemacht werden. So soll an dieser Stelle zeitpolitisch dafür plädiert werden – bei allen Problemen, die mit einer Ausweitung von Wochenendarbeit verbunden sind –, dass reichhaltigere Angebote für Pflegebedürftige gerade am Wochenende bereit gehalten werden ebenso wie es die Möglichkeit für pflegende Angehörige geben sollte, genau an diesen Tagen eine Auszeit nehmen zu können.

Man kommt mit solchen Forderungen immer in das Dilemma, Erwerbstätigen, die schon an sich einen schwierigen Dienst tun, auch noch mehr Wochenendarbeit abzuverlangen. Dem kann entgegengesetzt werden, dass es sich bei mehr Personal immer nur um einige wenige Wochenenden handeln würde. Gerade, wenn man diese Forderung eher utopisch findet, sollte die Nachricht nachdenklich stimmen, dass in Finnland die Kommunen dazu verpflichtet sind, Pflegenden mindestens ein freies Wochenende pro Monat durch Kurzzeitpflege zu ermöglichen² – Also: es geht doch!

Irmgard Herrmann-Stojanov

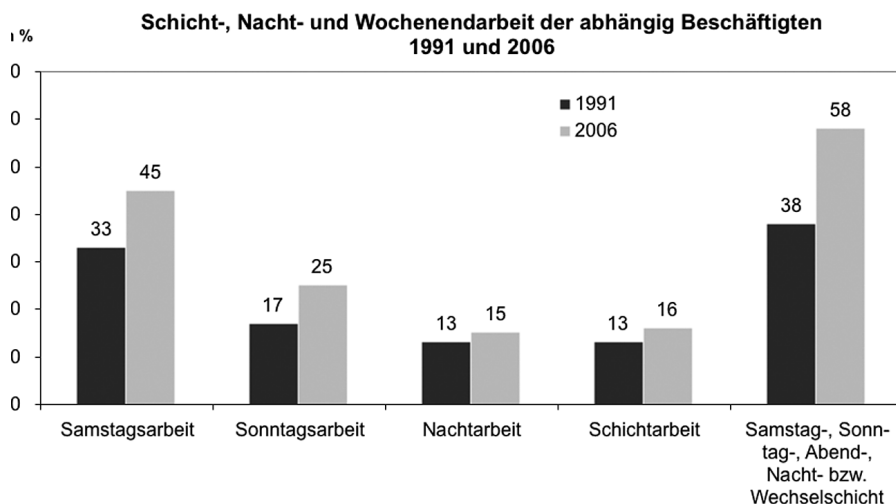
1 Rinderspacher, Jürgen P. (2000): „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werkzeuge“. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes. Bonn. S. 47 ff.

2 Dienel, Christiane (2007): Die Betreuung älterer Familienmitglieder im europäischen Vergleich – Perspektiven einer europäischen Politik für familiäre Pflege. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 1, 2007, S. 281-300

Arbeit am Wochenende nimmt zu

Der Wandel der Arbeitszeitstrukturen ist Ausdruck einer systematischen Ökonomisierung der Arbeitszeit. Auf der Suche nach kostenoptimalen Arbeitszeiten stellen die Betriebe ihre bestehenden Zeitregimes auf den Prüfstand und reorganisieren sie vorrangig nach betriebswirtschaftlichen Kriterien. Gesellschaftliche, familien-, bildungs- und arbeitspolitische Anforderungen kommen dabei zu kurz. (...)

Der Trend zu Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit hält an (siehe Abb.). Diese von der Normalarbeitszeit (einschichtig, während der Tageszeit zwischen Montag und Freitag) abweichenden Lagen der Arbeitszeit werden als atypisch eingestuft, weil sie mit höheren gesundheitlichen Belastungen (Wechselschicht- und Nachtarbeit) verbunden sind und die Teilhabe am familialen und sozialen Leben einschränken. Mit einem Anteil von 56 Prozent dominieren



solche atypischen Arbeitszeiten mittlerweile. Besonders zugenommen hat die Wochenendarbeit. Für mehr als zwei Fünftel der Beschäftigten ist der arbeitsfreie Samstag keine selbstverständliche Errungenschaft des gesellschaftlichen Fortschritts mehr. Die

Freigabe der Ladenöffnungszeiten in zahlreichen Bundesländern wird diesen Trend noch beflügeln.

(aus: Arbeitszeit – Entwicklungen und Konflikte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 04-05/2007, S. 17-19)

Hartmut Seifert



Elke Großer, 41, ist seit 2006 Mitglied der DGfZP. Die frühere Systemingenieurin und angehende Soziologin ist verheiratet, hat zwei Kinder – 21 und 15 Jahre alt – und lebt in Mecklenburg-Vorpommern. Ihre wissenschaftlichen Schwerpunktthemen sind: Zeit und Lernen, Zeit und Arbeit und sozialer Wandel.

„Wir sind am Wochenende einfach nur für uns da“

Regelmäßige Wochenarbeitszeiten, freie Feierabende und gemeinsame Wochenenden – das ist in immer weniger Familien Normalität. Die Abstimmung der Zeiten aufeinander gleicht zunehmend der Lösung einer Gleichung mit mehreren Unbekannten. Schwierig wird die Koordination vor allem dann, wenn berufstätige Mütter und Väter untypische oder unregelmäßige Arbeitszeiten, lange Fahrzeiten zum Arbeitsplatz haben oder wochenweise pendeln müssen. Einige Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik kennen solche Probleme aus ihrem Alltag. ZPM-Redaktionsmitglied Ulrike Schrapf führte dazu ein Gespräch mit Elke Großer.

Was bedeutet der Rhythmus der Woche für Ihre Familie?

Unsere Woche beginnt eigentlich bereits am Sonntagnachmittag. Dann macht sich mein Mann auf den Weg zu seinem Arbeitsort. Wir haben ein Haus in Mecklenburg-Vorpommern, auf dem Land, und er arbeitet seit knapp einem Jahr in einer westdeutschen Stadt, die über 500 Kilometer von unserem Wohnort entfernt ist. Von Montag bis Freitag bin ich dann also mit meiner 15-jährigen Tochter allein. Unser Sohn wohnt nicht mehr Zuhause, der hat bereits seine Ausbildung beendet und wohnt in einer anderen Stadt. Am Montag geht meine Tochter um 6:45 Uhr aus dem Haus und so gegen halb fünf am Nachmittag ist sie dann von der Schule wieder Zuhause, schmeißt ihre Sachen hin, und wir setzen uns ins Auto und fahren rund zwanzig Kilometer in die nächste Stadt zu ihrem Ballettraining. Sie macht neben der Schule eine professionelle Tanzausbildung. Ihr Training dauert etwa zweieinhalb Stunden und währenddessen erledige ich, was so ansteht. Anschließend fahren wir nach Hause und sind so gegen 20.30 Uhr da. Wir essen, sie macht ihre Hausaufgaben. Am Dienstag und Donnerstag sieht es ähnlich aus. Am Freitagnachmittag hole

ich meinen Mann vom Bahnhof ab. Samstags hat unsere Tochter oftmals Auftritte, dann fahren wir sie dort hin, oder sie will Freunde besuchen, und auch zu denen muss sie gefahren werden. Und am Sonntagnachmittag geht's dann wieder von vorn los.

So wie Sie es beschreiben, wird der Rhythmus Ihrer Familie während der Woche vor allem durch die An- und Abwesenheit Ihres Mannes und die Termine Ihrer Tochter bestimmt – was ist mit Ihnen?

Ich bin tatsächlich diejenige, an der die Organisation und das Zusammenspiel des Familienlebens hängt – das Mädchen für alles sozusagen. Ich habe zwischendurch auch gearbeitet, aber derzeit ich bin in der Endphase eines Fernstudiums, kümmere mich um Familie, Haus, Grundstück, unsere Tiere und trete deswegen beruflich zurück. Dadurch kann ich mich flexibel auf die Termine der anderen einstellen. Das klingt nach einer undankbaren Rolle, aber ich denke, sonst würde die Familie nicht mehr in diesem Zusammenhalt zusammen sein.

Karin Jurczyk vom Deutschen Jugendinstitut hat darauf hingewiesen, dass Familie nicht von allein durch das bloße Zusammenleben mehrerer Menschen entsteht, sondern eine voraussetzungsvolle Aufgabe ist, die Arbeit bedeutet – sie nennt das „doing family“. Trifft das Ihre Aufgabe im Zusammenspiel der Familie?

Ja, Familie ist ja nichts Statisches. Sie bildet sich jeden Tag immer wieder neu. Es gibt jeden Tag neue Probleme, es gibt jeden Tag neue Aufgaben, die bewältigt werden müssen.

Was hat sich für Ihre Familie verändert durch das Pendeln Ihres Mannes?

Die Arbeitsmarktsituation hier in Mecklenburg-Vorpommern ist schwierig. Das ist jetzt in vier Jahren die zweite Stelle, zu der mein Mann etwas weiter pendeln muss. Wir hatten also Zeit, uns mit dieser Situation zu arrangieren. Seine letzte Stelle war allerdings nicht ganz so weit entfernt, so dass er von Freitagnachmittag bis Montagmorgen Zuhause sein konnte. Seit er das letzte Mal gewechselt hat, sind unsere gemeinsamen Wochenenden extrem verdichtet, und es bleibt zu wenig Zeit für alles. Es bleibt einfach sehr viel liegen. Man muss lernen, Prioritäten zu setzen. Am wichtigsten ist mir inzwischen, dass wir uns ausreichend Zeit nehmen, miteinander zu reden. Wenn wir freitagabends zusammensitzen und von unserer Woche erzählen, wird es manchmal drei, vier Uhr nachts, und wir merken es gar nicht. Zum Glück sind wir beide Frühaufsteher, so dass wir den Samstag trotzdem nicht verschlafen. Am Wochenende ist uns das gemeinsame Frühstück sehr wichtig, das genießen wir ausgiebig, da schläft unsere Tochter noch. Aber wenn wir gemeinsam Abendbrot essen, dann kommt natürlich auch das Kind mit seinen Problemen. Es geht einfach sehr viel Zeit für Kommunikation an den Wochenenden drauf. Die ist

sehr, sehr wichtig finde ich. Das heißt aber nicht, dass man da jetzt große Erwartungen aneinander hat, das soll ja nicht in zusätzlichen Stress ausarten. Wir haben da jedenfalls keine großen Ansprüche und das klappt ganz gut. Wir sind am Wochenende einfach nur für uns da – versuchen es jedenfalls.

In einer neueren Untersuchung zum Thema Familie und Mobilität beschreibt der Soziologe Norbert Schneider viele Fälle, in denen Mobilität als negativ erlebt wird, aber es scheint auch Vorteile zu geben. Wie sieht das bei Ihnen aus?

Natürlich macht das Pendeln Probleme. Die Verdichtung der gemeinsamen Zeit am Wochenende habe ich ja schon erwähnt. Und auch Verwandte, Freunde, Bekannte kommen zu kurz, die beschwerten sich auch darüber bei mir. Aber gut, das ist nicht zu ändern. Für mich persönlich ist es ein Problem, dass ich dadurch mit dem Studium nicht ohne Weiteres meinem eigenen Arbeitsrhythmus folgen kann. Wer geistig arbeitet wie ich, weiß, dass man, wenn man drei Tage aus dem Thema raus ist, einen Tag braucht, um wieder rein zu kommen – das heißt, die halbe Woche ist für mich grundsätzlich verloren. Dadurch zieht sich das Studium natürlich hin. Ich bräuchte eigentlich regelmäßig zwei, drei Wochen zum Durcharbeiten, um gut voranzukommen. Aber andererseits: wenn ich zeitlich nicht flexibel wäre und die Familie zusammen halten würde, würde das alles nicht funktionieren. Alles in allem würde ich sagen, belastet das Pendeln unsere Beziehung, unser Familienleben nicht so sehr, weil wir gelernt haben, damit umzugehen.

Und sehen Sie auch Vorteile?

Sagen wir so: Uns ist wichtig, dass jeder seine Entwicklungsmöglichkeiten und Chancen nutzen kann. Ich kann mir das mit dem Fernstudium ja nur leisten, weil mein Mann finanziell gut für uns sorgt. Ich bin sozusagen nicht gezwungen, mich auf dem Arbeitsmarkt zu verkaufen, sondern kann Dinge machen, die mich wirklich interessieren. Auf der anderen Seite ist mein Mann mir sehr dankbar, dass ich ihm den Rücken freihalte, sonst könnte auch er sich nicht so entwickeln. Das ist letztlich ein gut abgestimmtes Spiel zwischen uns.

Haben Sie je ernsthaft erwogen, an den Arbeitsort Ihres Mannes zu ziehen?

Nein, ein Umzug käme für uns nicht infrage, nicht nur wegen des Hauses. Unsere Tochter ist in der Pubertät und wir möchten sie jetzt nicht aus ihrem Freundeskreis herausreißen.

Familienpolitik hat ja gegenwärtig Konjunktur – was ist Ihnen in diesem größeren Zusammenhang wichtig?

Ich finde die Perspektive auf Familien insbesondere zeitlich oft zu kurzfristig. Auf der einen Seite wird von Familien immer mehr Flexibilität und Eigenverantwortung verlangt, aber auf der anderen Seite bewegt sich kaum etwas. Ich will das kurz an einem Beispiel erläutern: Mir würde es sehr viel Fahrerei ersparen, wenn unsere Tochter in eine Schule gehen könnte, die im gleichen Ort ist wie ihre Ballettschule. Es ist mir aber bisher nicht gelungen, die zuständigen Behörden von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Stattdessen wurde ihr ein Platz in einer Schule angeboten, die noch weiter weg ist – toll, nicht wahr?! Diese starren, bürokratischen Strukturen müssen aufgebrochen werden, so dass individuelle Lösungen für Familien möglich werden. Außerdem stört mich diese kurzatmige Sicht auf Familien in der Politik. Wenn ich mir die Förderprogramme anschau, habe ich den Eindruck, dass Kinder heutzutage bei uns nur drei Jahre alt werden und danach steht man allein da. Kinder sind aber, bis sie 18 Jahre alt sind, nicht erwachsen und auch später oft nicht selbständig. Gerade angesichts der flexiblen Strukturen heute kommen Kinder immer wieder auf ihre Eltern zurück und fragen, verlangen Rat, Hilfe und so weiter. Politisch wird aber immer nur auf die erste Phase der Familiengründung fokussiert. Ich habe den Eindruck, dass die Familien der mittleren Schicht, die ihr Familienleben über viele Jahre und unter großem Druck und Stress trotz allem gut handhaben, und die damit eine ganz, ganz große Stütze der Gesellschaft sind, ausgeblendet werden in der Politik. Gerade diese mittlere Schicht stützt die Gesellschaft und trägt sie – aber uns wird immer mehr zugemutet. Das kann so nicht weiter gehen.

Ein schönes Schlusswort – vielen Dank für das Gespräch.

Zeitpolitik im Fernsehen

Mittwoch, 24. September, 21.00 bis 21.30 Uhr im 3sat:

„Die Zeitraffer. Von der Entschleunigung unserer Zukunft“

Ulrich Mückenberger wird dort für die DGfZP sprechen. Außerdem können Sie DGfZP-Mitglied Nadine Schöneck sowie Hartmut Rosa (explizit kein Zeitpolitiker) und Sandra Bonfiglioli, die italienische „tempi della città“-Protagonistin, sehen und hören.

Weiterbildung am Wochenende?

Stimmt es, dass Weiterbildungsveranstaltungen zunehmend in das bislang freie Wochenende verlagert werden? Empirisch lässt sich das nicht eindeutig beantworten. Doch einige Einzelstudien weisen in diese Richtung:

- 41 % der 19 bis 64 Jährigen (2003, bundesweit) gaben an, sich außerhalb der Arbeitszeit weitergebildet zu haben, davon 35 % als „Selbstlerner“ und 6 % in Kursen. (bmbf 2005)
- Nach Schätzungen der Betriebe liegen durchschnittlich 76 % der Teilnehmerstunden von betrieblich organisiertem Lernen (interne und externe Kurse u. a.) innerhalb der Arbeitszeit (Werner 2006, 7). Demnach geschehen formalisierte Weiterbildungen zu knapp einem Viertel des gesamten Lernzeit-Volumens in der Freizeit, also an Wochenenden und Abenden, in unbezahlten Überstunden oder im Rahmen von Arbeitszeit-Lernzeit-Konten. In ihrer Sekundäranalyse dieser Daten gehen Husemann und Vonken (2003) freilich davon aus, dass tatsächlich deutlich mehr private Zeit als Arbeitszeit für berufliche Weiterbildung verwendet werde.
- Für die Volkshochschulen liegen Zahlen über den Wandel der Zeiten des Veranstaltungsangebots vor. Der Trend geht hin zu kompakten Blockphasen (Pehl und Reitz 2003). An erster Stelle liegt die Zunahme bei Wochenkursen (+ 31,4 %), gefolgt von Tageskursen (+10 %). Wochenendkurse hingegen verlieren an Attraktivität (-3,9 %). Allerdings machen sie mittlerweile insgesamt 20,2 % aller Veranstaltungen aus; unterschieden nach Programmbereichen hat hieran der Bereich „Arbeit – Beruf“ mit 16,2 % den größten Anteil (ebd. 2003, 30).
- 40,7 % der Unternehmen gehen davon aus, dass „Weiterbildung zunehmend in der Freizeit erfolgt“ (Werner 2006, 15). 27,3 % äußern sich unentschieden in Bezug auf diese Entwicklung und 26% meinen, diese zeitlichen Entwicklungen würden nicht eintreten.

- 45,9 % der befragten Erwerbstätigen einer anderen Studie (Schmidt-Lauff 2008) lehnen kompakte Weiterbildungszeiten „am Wochenende“ für sich ab, wohingegen 30,6 % diese als „liebste Lernzeit“ angeben. Favorisiert werden Zeitpositionen zum einen – traditionell – ‚in der Arbeitszeit‘ (49,5 %) und zum anderen – neu – „am Rande der Arbeit“ (42,5 %). Es sind besonders Frauen, die Weiterbildung am Rande der Arbeit, am Abend oder in Blockzeiten ablehnen. Dagegen zeigen sich in den Einstellungen zur Weiterbildung an Wochentagen kaum geschlechtsspezifische Präferenzen (ebd. 2008, 355).

In diesen Erhebungen differieren die Einschätzungen zwischen den „Aufbringern“ der Lernzeit (Erwerbstätige) und den „Verwertern“ (Betriebe, Arbeitgeber). Dennoch scheinen die Konflikte über die zeitliche Freistellung der Beschäftigten seltener zu werden; zeitliche Freistellungen sind zunehmend seltener ein offen kontroverses Thema bei der Bereitstellung bzw. Inanspruchnahme von Weiterbildung. Es fragt sich, ob dies ein Symptom der Individualisierung des Arbeitsdrucks oder ein Symptom der Verinnerlichung des Slogans des „Lebenslangen Lernens“ ist.

Zitierte Literatur:

- bmbf (Hrsg.): Berichtssystem Weiterbildung IX - Ergebnisse der Repräsentativbefragung zur Weiterbildungssituation in Deutschland. Bonn 2005.
- Husemann, Rudolf, Vonken, Matthias: Zeitmuster von Lernzeiten. In: Dobischat, Rolf, Seifert, Hartmut, Ahlene, Eva (Hrsg.): Integration von Arbeit und Lernen. Erfahrungen aus der Praxis lebenslangen Lernens. Berlin 2003, S. 83-130
- Pehl, Klaus, Reitz, Gerhard: Volkshochschul-Statistik. 41. Folge, Arbeitsjahr 2002. Bielefeld 2003
- Schmidt-Lauff, Sabine: Zeit für Bildung im Erwachsenenalter – Interdisziplinäre und empirische Zugänge. Münster 2008
- Werner, Dirk: Trends und Kosten der betrieblichen Weiterbildung – Ergebnisse der IW-Weiterbildungserhebung 2005. Vorabdruck zur Pressekonferenz, 13. Februar 2006. Köln 2006

Sabine Schmidt-Lauff

Ohne die Woche wären wir kulturlos

Die Woche ist die einzige kalendarische Zeiteinheit, die keine offensichtliche Korrespondenz zu kosmischen Abläufen hat. Sie ist, so der französische Mittelalterforscher Le Goff, „die große menschliche Erfindung im Kalender“. Man könnte die Woche also auch wieder abschaffen, was sich nicht mit dem Tag, dem Monat, oder dem Jahr machen ließe.

Die äußerst folgenreiche und produktive Idee, die Zeitinstitution der Woche einzuführen, entstand vor etwa 5000 Jahren im sogenannten Zweistromland, dem heutigen Irak. Es waren die Chaldäer, die mit sozial-organisatorischer Absicht der Zeit eine neue Ordnung gaben. „Von Anfang an“, so Le

Goff, „bestand ihr Hauptwert darin, daß sie in den Kalender eine regelmäßige Unterbrechung der Arbeit und des Alltags bringt.“ Dazu muss man sich die damalige Lebenssituation der Bewohner dieser Region vergegenwärtigen. Das Gebiet zwischen Euphrat und Tigris bestand aus großflächigen Überschwemmungsgebieten (deren letzte Reste erst vor wenigen Jahrzehnten, während der Herrschaft von Saddam Hussein, vernichtet wurden) mit tausenden mehr oder weniger kleinen, landwirtschaftlich genutzten Inseln. Auf ihnen lebten die Menschen ohne all zu viel Kontakt mit den Bewohnern der Nachbarinseln. Eine die insulären Lebensgemeinschaften

übergreifende Organisation, die die Einwohner vor Naturkatastrophen, vor Nahrungsmittelknappheit und Überfällen hätte schützen können, existierte nicht. Um sich gegen die verschiedensten Ungemache besser schützen zu können, wurde es notwendig, eine Form von Vergesellschaftung zu etablieren, die über den Horizont der einzelnen Inseln hinausreichte. Man benötigte dazu einen Anlaß für Gemeinsamkeit, ein Ereignis, um miteinander in Kontakt zu treten. Dies geschah durch die Festlegung eines in regelmäßigen Abständen wiederkehrenden Tages des Feierns und des Kultes.

Kultisches Handeln dient zwar in erster Linie der Verehrung des Heiligen, zugleich aber erneuert und stärkt es in regelmäßigen zeitlichen Abständen die Gemeinschaft und das Gemeinschaftliche. Der Zyklus von sieben Tagen legitimierte sich durch einen konstruierten kosmischen Bezug, wie ihn ja alle anderen damals gebräuchlichen Zeiteinteilungen von Natur aus hatten: Die Anzahl der Wochentage entsprach der damals bekannten Planetenzahl. Das spiegelt sich bis heute in der Benennung der Wochentage. Obgleich wir inzwischen erheblich mehr als sieben Planeten kennen, und wir inzwischen wissen, dass jener Planet, der dem Montag seinen Namen gab, gar keiner ist, haben wir 5000 Jahre lang an dem Rhythmus von sieben Tagen festgehalten.

Die Dauerhaftigkeit dieser Zeitinstitution, ihre 5000-jährige lebendige Geschichte und die gelungene Abwehr der unterschiedlichsten Angriffe auf sie, zählen zu ihrer Erfolgsgeschichte. Sie basiert auf der gegliückten Verknüpfung zweier Vergemeinschaftungsformen mit dem Mittel der Zeitorganisation, einer sozialen und einer inhaltlichen. Sozial vergemeinschaftete man sich, indem man sich traf, miteinander redete und miteinander feierte, also eine gemeinsame Kultur entwickelte und pflegte. Inhaltlich vergesellschaftete man sich durch das gemeinsame Anliegen des Kultes und der Huldigung gemeinsamer Götter. So entstand aus der Gemeinsamkeit des Kultes an einem gemeinsam geteilten, regelmäßig wiederkehrenden Tag schließlich eine gemeinsame Kultur. „Die Kultur lebt aus dem Kult“ (Josef Pieper).

Das Grundgesetz unserer Republik, Artikel 140, verleiht dem Sonntag ein besonderes Gewicht, indem es ihm zuschreibt, zur „seelischen Erhebung“ der Menschen beizutragen. Hält man an der sprichwörtlichen Weisheit fest, daß der Mensch nicht nur allein vom Brot, sprich: vom Geld, lebt, sondern auch die „seelische Erhebung“ benötigt, dann brauchen wir Zeiten, Zeiträume, Zeitqualitäten und Zeitinstitutionen, in denen das Prinzip „Zeit ist Geld“ zumindest partiell und auf Zeit außer Kraft gesetzt ist.

Doch kulturell produktive, ja unverzichtbare Zeitformen, wie die des Innehaltens, des Wartens, der Pause, der Zwischenzeiten und Übergänge, kommen heute unter Druck von Zeitökonomie und Beschleunigung. Und auch Politiker kommen unter Druck, rechtliche Regelungen zu ändern, die Zeitinstitutionen wie den Sonntag und die Nacht der ökonomischen

Verwertung partiell entziehen und gesetzlich absichern. Denn rechtlich wird die Besonderheit des Sonntags in erster Linie durch Verbote, konkret: durch die Einschränkung von Arbeit und Konsum, hergestellt und abgesichert. Die individuelle Wahl- und Entscheidungsfreiheit, so zumindest sieht es inzwischen ein immer größer werdender Teil der Bevölkerung in Deutschland, wird an diesem Tag eingeschränkt. Was aber dabei gerne ignoriert wird: Gewonnen, gesichert und geschützt wird durch die gesetzlichen Einschränkungen in erster Linie eine vielfältige, lebendige und kreativitätsfördernde Zeitkultur.

Der Sonntag ist der Tag des Innehaltens. Die Woche, der Alltag werden durch und von ihm abgebremst, und gewinnen damit ihre Kontur. Aber auch im Alltag gibt es kleine Sonntage, so beispielsweise den Feierabend, die Zeitungslektüre, das Vor-sich-hin-Dösen. In diesen Oasen der Zeit hat die Kultur ihre Chance. Kultur nämlich, so meine zugegeben etwas steile These, ist Unterbrechung. Es ist die Eile, die Hetze, die Zeit-ist-Geld-Mentalität, die uns an der offenen Tür des kulturellen Paradieses vorbeilaufen läßt. Ohne Innehalten bleiben wir taub für alles Wohlklingende, für all das Schöne und uns „seelisch Erhebende“. Rastlose Menschen laufen Gefahr, sich selbst und ihre Mitmenschen zu versäumen, und erliegen schließlich dem Schicksal, besinnungs- und kulturlos durch die Welt irren zu müssen. Kurz gesagt: Man kann Tempo und Kultur haben, aber beides nicht gleichzeitig.

„Meine besten Einfälle“, gesteht ein erfolgreicher Wissenschaftskollege, „habe ich auf dem Heimweg und am Sonntag“. Denn in solchen Zwischenzeiten und Zwischenräumen, in den Halbschatten der Lebenswelt ist die Erkenntnis zu Hause, dass, was ist, nicht alles ist. Der Übergang, die Unterbrechung, befreien die Menschen von der Zumutung, immer so weiter machen zu müssen wie bisher. Kultur, wie auch das mit ihr eng verbundene Soziale, entwickelt sich nicht auf den Schnellstraßen der Ökonomie. Ihr Königsweg ist der Umweg, ihr Medium das Intervall, die Unterbrechung. Die Entwicklung der Kultur benötigt Zeiten, Zeitqualitäten und Zeitformen, deren Produktivität sich jenseits der stromlinienförmigen Verwertungs- und Beschleunigungsimperative entfalten.

Kunst und Kultur konfrontieren, überzeichnen und verändern unsere Vorstellung und unsere Wahrnehmungsweise von Zeit. Kunst und Kultur machen die Menschen utopiefähig, und machen uns hoffen, dass es auch anders sein könnte. Kunst und Kultur brauchen wir, um die Realität des Zeitlichen und die selbstgeschaffenen Zeitordnungen überhaupt ertragen zu können. Ohne die Woche wären wir weitgehend kulturlos, und nach deren heute möglicherweise absehbaren Abschaffung wären wir viel von unserer Kultur wieder los. Würde der Sonntag zu einem den Werktagen vergleichbaren Tag, würde nicht nur der Kalender, sondern auch die Kultur erheblich grauer werden. Dann droht nicht mehr nur das Unbehagen in der Kultur, dann droht Schlimmeres, das Behagen in der Unkultur.

Karlheinz A. Geißler

Wochen anderswo

In dieser Ausgabe des ZPM beschäftigen wir uns mit der Woche. Natürlich ist unser Bezugspunkt die siebentätige Woche der jüdisch-christlichen Tradition – ein Zeitorganisations-Instrument, mit dem wir (fast) den ganzen Rest des Globus erfolgreich kolonisiert haben. Doch im Zuge der zunehmenden Auseinandersetzung mit uns nicht vertrauten Kulturen ist es vielleicht angebracht, sich umzusehen, wie dieses Jahres-Unterteilungsmuster anderswo aussieht. Zumal für die uns vertraute Woche eigentlich nur ihr Ursprung in der biblischen Schöpfungsgeschichte spricht, deren Zeitmuster wiederum die jüdisch-christliche Präferenz für die 7 widerspiegelt. Denn „natürlich“ ist an ihr relativ wenig. Während Tag, Monat und Jahr starke und bestimmende Umweltzyklen sind – die sich daher auch in unseren biologischen Rhythmen niederschlagen – läuft in der Natur kaum etwas im 7-Tage-Zyklus ab. Es wurde zwar die Existenz circaseptaner biologischer Rhythmen nachgewiesen, doch sind diese sehr viel schwächer als die den Jahres-, Monats- und Tagesrhythmen entsprechenden.

Was spräche also dagegen (von den enormen praktischen Implikationen mal abgesehen), die 6-Tage-Woche der Abouré an der Goldküste zu adoptieren, die auch auf einen respektablen mythologischen Hintergrund verweisen kann: die sechs Unterredungen der heiligen Spinne mit Gott. Im Iran dagegen hielt sich lange Zeit eine 5-Tage-Woche, da die 5 in der assyrischen Tradition und Magie eine wichtige Rolle spielte. Die Kelten und wohl auch die Germanen kannten die „Mini“-Woche von 3 Tagen. Verschiedene andere Beispiele ließen sich anführen (und ich verweise z. B. auf die Arbeiten von Fritz Röck).

Doch geht es nicht darum, einem müßigen Archäo-Exotismus zu huldigen, vielmehr um die Frage, welche Tagesgruppierung unserer Spezies eigentlich am Besten entspräche. Das

Für die Verfassung des Deutschen Reichs (Weimarer Reichsverfassung) von 1919 war zunächst keine Bestimmung über den Schutz der Feiertage vorgesehen. Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß erreichte jedoch die Aufnahme einer solchen Vorschrift, weil dies unterstützt wurde durch die bürgerlichen Parteien, die für den Erhalt der traditionellen Feiertage eintraten, und die sozialistischen Parteien, denen es um die Sicherung eines arbeitsfreien Wochentags ging. Die damals formulierte Fassung des Artikel 139 der Weimarer Reichsverfassung wurde dann 1949 vom Parlamentarischen Rat ohne weitere Diskussion zusammen mit anderen kirchenrechtlichen Bestimmungen durch Artikel 140 in das Grundgesetz für die BRD übernommen:

„Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt“

Thema „Wie finde ich (endlich) meinen eigenen Rhythmus“ hat ja Hochkonjunktur, doch haben sich die Chronobiologen mit der Frage einer für den Menschen optimalen Wochenlänge (einer auch zeitpolitisch relevanten Frage), so weit mir bekannt, nicht beschäftigt. Kurz erinnert sei an die 10-tägigen Wochen im Kalender der Französischen Revolution und an die 5-Tage-Wochen in Sowjet-Russland; beide waren artifizielle Produkte, denen nur kurze Lebensdauer beschieden war. Doch waren sie die bislang einzigen Versuche, säkularisierte und für ein wie auch immer verstandenes Gemeinwohl adäquatere Wochen zu schaffen.

Albert Mayr

Wer mehr über die Unterschiedlichkeit nationaler Wochenendkulturen erfahren möchte, sei hingewiesen auf das Buch „Die Welt am Wochenende“, 1994 hrsg. von Jürgen P. Rinderspacher, Dietrich Henckel und Beate Hollbach. (Siehe S. 13).



Die Woche verlängern!

Die Einteilung des Jahres in Wochen von sieben Tagen ist Menschenwerk (nachzulesen bei Karlheinz Geißler und bei Albert Mayr in diesem Magazin). Was der Mensch geformt hat, kann er auch verändern. Welch grandioses Handlungsfeld für die Zeitpolitik!

Die Woche könnte zum Beispiel auf zehn Tage verlängert werden. Das hätte den Vorteil, dass sie sich in unser dekadisches Rechensystem besser einpassen ließe. Und man denke nur an die gesamtwirtschaftlichen Vorteile, die mit zunehmender Wochenverlängerung immer größer werden:

- Nicht mehr so viele ökonomisch wenig produktive Sonntage (nur das bisschen Tourismus).
- Weniger Lohnkosten: Wochenend-Zuschläge würden weniger. Und die unfallträchtigen, verschnarchten Montage werden ja auch seltener.
- Längere Maschinenlaufzeiten.
- Weniger Streit um die Ladenöffnungszeiten.

Der Katalog der Vorteile ließe sich fortsetzen. Und wenn man die alle bedenkt, bleibt nur ein Schluss: Die Wocheneinteilung sollte ganz entfallen – Ein Sonntag im Monat genügt!

Dr. Emma Tempikus

ZpM-Leser zum Thema

Liebe Leserin, lieber Leser des Zeitpolitischen Magazins,

an dieser Stelle möchten wir, die Redaktion des Zeitpolitischen Magazins, Ihnen ein Novum vorstellen, das in dieser Ausgabe eingeführt wird. In dieser neuen Rubrik bekommen Sie Gelegenheit, sich kurz und knapp zum Schwerpunktthema jeder Ausgabe zu äußern.

Die Redaktion stellt Ihnen jeweils eine Frage zum Schwerpunktthema der nächstfolgenden Ausgabe des Magazins. Ihre Antwort erscheint dann dort im Thementeil. Ein „Steckbrief“ (Name, Beruf, Geburtsjahr und -ort, aktuelle Tätigkeit, eventuell ein Foto) soll außerdem dazu beitragen, dass die Leser des ZPM mehr übereinander erfahren.

In dieser Ausgabe haben Mitglieder der Redaktion des ZpM und der Berliner Zeitpolitischen Gespräche den Anfang gemacht und sich mit folgender Frage beschäftigt:

Nicht jeder Wochentag ist gleich: Neben dem Wochenende gibt es blaue Montage, lange Donnerstage, halbe Freitage...

Welchen Wochentag mögen Sie am liebsten?



Ulrike Schraps,
Diplom-Psychologin,
geboren 1964 in
Schleswig, zurzeit
am Fachbereich Er-
ziehungswissenschaft
und Psychologie der
Freien Universität
Berlin in Forschung
und Lehre tätig:

Ich mag den Freitag am liebsten, weil dann die Arbeitswoche hinter mir liegt und ich abschalten kann. Freitagnachmittags lasse ich los und freue ich mich aufs Wochenende. Da ich Familie habe, gibt es zwar auch samstags und sonntags einiges zu erledigen, aber ich kann mir meine Zeit selbst einteilen und stärker meinem eigenen Rhythmus folgen oder auch einfach mal durchhängen.

Elke Großer, angehende Soziologin,
geboren 1966 in Seelow:

Für mich gibt es keinen einzelnen Wochentag, den ich besonders mag. Mir gefallen die Tage von Montag bis Frei-

tag, weil ich an diesen Tagen relativ gut nach meinem eigenen Rhythmus arbeiten kann, genauso, wie das Wochenende als gemeinsame Familienzeit. Der Montag, als Wochenbeginn, ist für mich immer wieder wie ein kleiner neuer Anfang und der Sonntag ein Rückblick auf die vergangene Woche.



Dietrich Henckel,
Volkswirt, geboren
1950 in Bielefeld, Pro-
fessor für Stadt- und
Regionalökonomie am
Institut für Stadt- und
Regionalplanung der
TU Berlin:

Die Übergangstage (Freitagabend und Samstag) in das Wochenende gehören zu meinen Lieblingswochenzeiten: Die Zeiten werden selbstbestimmter, entspannter, sie „dehnen“ sich, auch Arbeit lässt sich eher dem eigenen Rhythmus anpassen, als das an anderen Wochentagen meist der Fall ist, und der eigentliche Wochenruhetag, der Sonntag, liegt (wenigstens häufig) noch vor einem.



Benjamin Herkommer,
Stadtplaner, geb. 1978
in Berlin, zurzeit am In-
stitut für Stadt- und Re-
gionalplanung an der
TU Berlin in einem Pro-
jekt über Standortprä-
ferenzen der Kreativ-
wirtschaft tätig:

Grundsätzlich kann ich die Frage nur schwer beantworten, da meine Arbeitsrhythmen nicht so regelmäßig sind, dass ich einen klaren Rhythmus von Woche und Wochenende hätte. Aber der Sonntag ist immer noch mein „freiester Tag“ und ich mag es, dass die Stadt leiser und langsamer wird und ich mich mit Freunden zum Sport treffen kann. Nach dem Tatort am Abend denk ich dann aber schon wieder an die nächsten arbeitsreicheren Tage.

Thema der nächsten Ausgabe wird sein „Das Recht auf eigene Zeit“. Unsere Frage an die Leser ist:
Nehmen Sie an, es gäbe ein Recht auf eigene Zeit. Gibt es Situationen aus Ihrem Alltag, in denen Sie sich auf dieses Recht berufen würden?

Die Antworten werden nicht nur im ZpM veröffentlicht, sondern sollen auch auf der Jahrestagung vorgestellt werden. Deshalb bitten wir Sie um Zusendung bis spätestens 15. Oktober 2008 an uschraps@zedat.fu-berlin.de oder herkommer@isr.tu-berlin.de.

Literatur zum Thema



Uwe Becker

Sabbat und Sonntag

Plädoyer für eine sabbattheologisch begründete kirchliche Zeitpolitik

Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 2006

Rezension: Das Jahr 2006 markiert einen tiefgreifenden Einschnitt in die Zeitpolitik der Bundesrepublik Deutschland: Eine mehr als zwanzigjährige Debatte um die Deregulierung der Zeit findet einen vorläufigen Abschluss. Den Bundesländern wird nämlich freigegeben, die Ladenöffnungszeiten selbst zu regeln. Sie sind jetzt frei für eine Rund-um-die-Uhr-Öffnung mit Ausnahme des Sonntags. Die jahrhundertealte Rolle der Kirche als Zeittaktgeberin ist auf das Minimum des verfassungsrechtlichen Sonntagsschutzes zusammengeschrumpft.

Den Wandel der Rolle der Kirche als Zeittaktgeberin arbeitet Uwe Becker in seiner Bochumer Dissertation genauestens auf. Der Sonntag im Erbe des biblischen Sabbat ist nur scheinbar problemlos. Uwe Becker belegt, dass sich in der theologischen Begründung des Sonntags eine unsägliche Israel-Feindlichkeit spiegelt. Der Sonntag ist von Anbeginn Teil der Polemik gegen die biblische Sabbatruhe der Juden. So mahnt Augustinus, „den Sabbat geistig zu halten und nicht wie die Juden durch körperliches Nichtstun“ (zit. S. 105).

Mit dieser theologischen Ausrüstung war der Protestantismus hilflos dem Ansturm der industriellen Revolution und dem Anspruch des Kapitalismus auf die ganze Zeit der Menschen ausgeliefert. In kurzer Zeit war die jahrhundertealte Tradition des Sonntags und seiner Kultur zerstört. Das institutionelle Eigeninteresse der Kirchen an der Gottesdienstkultur übersah nicht nur die reale soziale Lage der Industriearbeiterschaft, sondern auch das treibende Motiv der Ökonomisierung der Zeit.

In der theologischen Differenzierung zwischen dem durch die Gewerkschaften errungenen Samstag und dem theologisch fundierten Sonntag verkämpft sich die Kirche heute abermals wie bereits im 19. Jahrhundert, nimmt sie doch den Kern des ökonomischen Anspruchs auf die ganze Zeit nicht wahr. Die ökonomische Logik greift auf alle Zeiten aus und kann vorerst nur durch den verfassungsrechtlichen Schutz des Sonntags abgeblockt werden.

Uwe Becker nimmt die Wiedergewinnung des biblischen Erbes auf, um eine Neuausrichtung kirchlich-zeitpolitischen Handelns durch sabbattheologische Inhalte wiederzugewinnen. Er schickt die exegetischen und ethischen Erkenntnisse mitten in die Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Konstruktion der Zeit, die von dem ökonomisch orientierten Zeitverständnis geprägt ist, die Zeit als bloße Ressource zu begreifen. Der gesellschaftliche und ethisch relevante Wert des Sabbat sei eine „dritte Zeit jenseits von Arbeit und Ruhe“ (S. 294). Empirische Untersuchungen bestätigen das ganze Wochenende als eine solche „dritte Zeit“.

Uwe Becker hat mit seinem biblischen Argumentieren einen wichtigen Beitrag für eine christliche Ethik in der Zeitdebatte vorgelegt. Die völlige Deregulierung der Ladenöffnungszeiten in der Werkwoche entlastet keineswegs die Kirchen, wenn sie meinen, ihr Sonntag wäre ja verfassungsrechtlich geschützt. Der Kampf um die Konstruktion gesellschaftlicher Zeit fängt erst an. Das Sabbatargument kann darin hilfreich sein.

Franz Segbers

Friedrich Fürstenberg, Irmgard Herrmann-Stojanov und Jürgen P. Rinderspacher

Der Samstag

Über Entstehung und Wandel einer modernen Zeitinstitution

Berlin: edition sigma, 1999

Wie selbstverständlich beginnt für die meisten Menschen spätestens am Samstag das Wochenende. Doch infolge der voranschreitenden Flexibilisierung der Arbeits- und Betriebszeiten wird der Samstag zunehmend wieder zu einem normalen Arbeitstag. Das wirft die Frage nach seiner alltagspraktischen Bedeutung, aber auch nach seinem symbolischen Wert in einer sich weiter modernisierenden Welt auf.

Dieser Sammelband untersucht Ursprünge und Werdegang der Zeitinstitution 'freier Samstag' seit den fünfziger Jahren, indem der Blick auf eine Vielzahl von Facetten und Aspekten gerichtet wird: Kulturelle und ökonomische, soziologische und arbeitspolitische, rechtliche und tarifvertragliche Gesichtspunkte kommen dabei ebenso zur Sprache wie religiöse Fragen und der Vergleich mit Ländern, die andere Traditionen besitzen. Die umfassende Bestandsaufnahme mündet im Versuch einer Standortbestimmung: Ist der freie Samstag noch zu halten?

(Verlagstext)

Jürgen P. Rinderspacher, Dietrich Henckel
und Beate Hollbach (Hrsg.):

Die Welt am Wochenende

Entwicklungsperspektiven
der Wochenruhetage – Ein interkultureller Vergleich
Bochum: swi-Verlag, 1994

Durch den internationalen Wettbewerb geraten kulturelle Eigenarten und Lebensstile der Länder unter den Druck wirtschaftlicher Effizienzkriterien. Kann sich dagegen das freie Wochenende, eine der großen Errungenschaften der modernen Industriegesellschaft, auf die Dauer behaupten? Berichte aus 14 Ländern der Welt geben im vorliegenden Band Auskunft über Geschichte, gelebte Praxis und erwartbare Zukunft einer modernen Zeitinstitution. (Verlagstext)

Kunst und Zeitpolitik

Raumzeitbilder

Ein wichtiger Bereich lokaler Zeitpolitik ist es zweifellos, die Zeitwünsche und Raumzeitwünsche der Bevölkerung kennen zu lernen. Wer versucht, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, merkt oft, dass diese Wünsche, sofern es nicht um räumlich-zeitlich- gesellschaftlich eng begrenzte Anliegen geht, recht diffus bleiben. Du Roy, Feys und Meyer stellten fest: „The capacity to imagine time is underdeveloped. A...reason for the difficulty and slowness of change is to be found in the extreme difficulty which we have in imagining time“ (Du Roy, Feys, Meyer 1988, S. 83). Diese Imaginations-Schwierigkeit hängt damit zusammen, dass wir kaum über geeignete, leicht zu handhabende Werkzeuge verfügen, um uns ein Bild (image) von Zeitlichem und Raumzeitlichen zu machen. 3D computer-generierte Datendarstellungen von Experten-Erhebungen (wie wir sie z.B. im Jahresbericht 2006 der Forschungsstelle Zeitpolitik von Hamburg sehen) sind natürlich von großer Nützlichkeit, aber nicht unbedingt jedermanns Sache. Was nötig wäre, sind relativ einfache, von jedermann einsetzbare Techniken, die es erlauben, das persönlich erlebte Zeit- und Raumzeitgefüge darzustellen. Aufgabe lokaler Zeitpolitik könnte (sollte?) es daher sein, solchen Techniken genügend Verbreitung zu verschaffen.

Hier möchte ich kurz zwei Beispiele vorstellen, die Ansätze in diese Richtung geben könnten. Es handelt sich (vielleicht bezeichnenderweise) um Arbeiten von Design-Studenten, bzw. einer Ex- Studentin.

Albert Mayr

Quellen

O. du Roy, J.C. Feys, A.V. Meyer, Towards a General Policy on Time. Brüssel: IECI Belgium, 1988.
Time-Lab /Forschungsstelle Zeitpolitik, Jahresbericht 2006, Universität Hamburg, 2006.

Jürgen P. Rinderspacher

„Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktage“.

Die soziale und kulturelle Bedeutung
des Wochenendes.

Bonn: Dietz, 2000

Eviatar Zerubawel

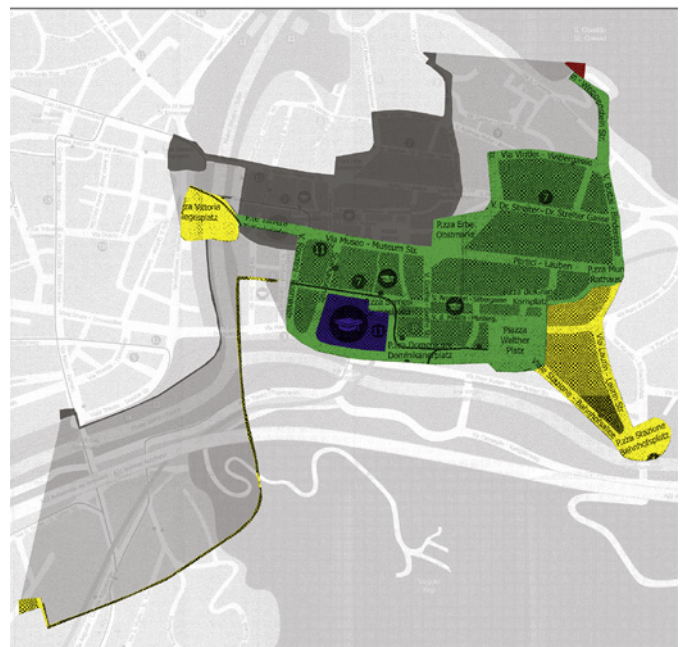
The Seven Day Circle

The History and Meaning of the Week.

New York, 1985

Das **erste Beispiel**, Bozen nach Zeit, stammt von den Studentinnen Laura Barretta und Verena Graef der Fakultät für Design und Künste der Universität Bozen. Sie entwickelten einen einfachen Farbcode, der Lauras wöchentliche Aufenthaltsdauern in verschiedenen Stadtgebieten darstellt.

Bozen nach Zeit



60 bis 75 h pro Woche 5 bis 7 h pro Woche
30 bis 40 h pro Woche 0 bis 0,5 h pro Woche

Das **zweite Beispiel** (nächste Seite, hier um 90° gedreht) ist ein kurzer Ausschnitt aus der Diplomarbeit von Silvia Wasner, FH Dornbirn. Es ist ein viel größer und ambitionierter angelegter Versuch, Aspekte des Zeiterlebens in ein graphisches Medium zu transponieren. Freilich würde es Wasners Zugriff besser verdeutlichen, wenn man mehr aus ihrer Arbeit zeigen könnte.

Der Ort am Fluss

Dies ist ein schöner Aufenthalt-

Dies war die Zeit ohne Zeitdruck. Die Zeit, in welcher der Mensch im Einklang mit dem Viel und der Natur lebte. In der es keine Termine

gab, nur die natürliche Zeitordnung des Wandens und Vergehens. Weder die Zeit noch die Menschen drängten und machten auch nichts

ort. Direkt am

dringlich. Es war eine zyklisch ablaufende, gedehnte Gegenwart. Die Zeit galt hier als unveränderlich und nicht hintergebar. Jegliches

Fluss. In der Nähe

Platon war sinnlos, denn etwas Unveränderliches muss nicht geplant oder diskutiert werden. Zeit war kein Thema, denn sie war nicht

des Wassers. Wo

im Besitz des Menschen. Sie gehörte Gott, der allen Lebewesen ihre Zeiten gab. Wer mit ihr handelte, um Profit aus ihr zu schlagen,

alles fließt und

wurde stündig.

die Dinge ihren

Lauf nehmen. Der

Lauf des Lebens,

der Lebenslauf der

Aus der DGfZP

Jahrestagung 2008 der DGfZP in Hamburg

Das Recht auf eigene Zeit Chancen zeitpolitischer Intervention

Alle grundlegenden Rechte sind einmal „erfunden“ worden. Warum nicht heute das Menschenrecht auf die eigene Zeit erfinden? Ganz allgemein schützt es den selbstbestimmten Gebrauch der eigenen Zeit und gewährt den Menschen die Mittel zu ihrem Gebrauch. Konkreter: Das Recht auf eigene Zeit tritt der Fremdbestimmung über Zeit (wie sie heute in Ämtern, Arztpraxen gang und gäbe ist), der Diskriminierung im Zeitgebrauch (Hat der Tag von Männern und Frauen wirklich gleichermaßen 24 Stunden?), der gesellschaftlichen Entwertung von Zeit (haben arbeitslose und ältere Menschen wirklich „zu viel“ Zeit?) entgegen. Es verschafft Entfaltungsmöglichkeiten für den kulturellen Eigenwert von Zeit (Wie kommen Menschen von Kindheit an zu einer eigenbestimmten Zeitkultur?) sowie für gemeinsame Zeiten (wo sind die Alternativen zu den sogenannten „Pinbrett-Familien“, die nur mühsam ihre jeweils flexibilisierten Alltage koordinieren können?). Das Recht auf eigene Zeit ordnet und gestaltet die Bereiche der Erwerbsarbeit, der öffentlichen und privaten Dienstleistungen, die Qualität der Infrastruktur (z. B. der Gesundheit, Umwelt, Kultur und Mobilität). Es schafft dort Möglichkeitsräume für selbstbestimmten Zeitgebrauch.

Das Recht auf eigene Zeit ist also ein „Ermöglichungsrecht“. Es „verordnet“ nicht, sondern verschafft zivilgesellschaftliche Beteiligungschancen über alltägliche Zeitverwendung. Es erschöpft sich darum auch nicht in individuellen Ansprüchen, sondern verlangt, dass auch die gesellschaftlichen (z. B. kommunalen und lokalen) Bedingungen einen selbstbestimmten Zeitgebrauch ermöglichen. Die Alltagszeit der Menschen wird dabei also nicht zu einer Planungsressource von Wirtschaft

und Verwaltung, schon gar nicht zum Gegenstand einer bürokratischen Bevormundung. Im Gegenteil: Das Recht auf eigene Zeit ist in seinem Kern partizipativ angelegt – es erlaubt und ermöglicht den Menschen individuell und kollektiv einen selbstbestimmten und nachhaltigen Zeitgebrauch.

Das Recht auf eigene Zeit steht in keinem Gesetzbuch. Es ist angedacht in einigen Köpfen und Büchern. Es wird vor-gelebt von Zeitkünstlern und Zeitpionieren. Wissenschaftlich und praktisch bedarf es in wesentlichen Fragen der Präzisierung und Klärung. Ist es eher als moralischer Appell oder als ein wirkliches „Recht“ zu verstehen? Was sind seine genauen Inhalte? Was sind die gesellschaftlichen Problemlagen, für die das Recht auf eigene Zeit Abhilfe schaffen soll – und wie muss es beschaffen sein, um da wirksame Abhilfe zu schaffen? Und selbst wenn wir das Alles wissen, stellen sich weitere Fragen. Wer soll ein solches Recht auf eigene Zeit – wenn es denn sinnvoll und zu Ende gedacht ist – in der Wirklichkeit geltend machen und durchsetzen? Welcher Interessenten und Bewegungen, welcher Instrumente und Organe bedarf die Zeitpolitik, um zugunsten des Rechts auf eigene Zeit intervenieren zu können?

All diesen Fragen ist die Jahrestagung 2008 der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik gewidmet. Beides findet statt: Rechts- und Zeittheoretiker stellen die Figur und ihre möglichen Ausgestaltungen des Rechts auf eigene Zeit vor. Und: Rechtsexpert/innen diskutieren mit Zeitpolitiker/innen und praktischen Zeitexpert/innen, ob und wie ein Recht auf eigene Zeit sinnvoll, wo es besonders notwendig ist.

Ulrich Mückenberger

**Einladung zur
Jahrestagung 2008
der Deutschen
Gesellschaft
für Zeitpolitik**

Das Recht auf eigene Zeit

Chancen zeitpolitischer Intervention

**Freitag, 28.11.2008, 14:00 Uhr,
bis Sonnabend, 29.11.2008, 16:00 Uhr
Ort: Universität Hamburg**

Freitag, 28.11.2008

14:00 Uhr **Begrüßung**

Prof. Ulrich Mückenberger, Hamburg (DGfZP):

Vortrag: **Das Recht auf eigene Zeit**

Was ist mit diesem Recht gemeint? Anschluss an vorhandene Rechtsfiguren, Einordnung in die zeitpolitische Diskussion. Der Beitrag wird eine juristische Konkretisierung versuchen, die sich aber nicht an juristische „Expert/innen“ richtet, sondern an zeitpolitisch Interessierte.

15.30 Uhr

Prof. Francois Ost, Brüssel:

Vortrag: **Das Recht auf eigene Zeit** (mit Übers.)

Der Vortragende ist Professor für Rechtsphilosophie an der Université Libre de Bruxelles. Er ist 1999 durch das Buch „le temps du droit“ hervorgetreten, das für die gegenwärtige Debatte grundlegend ist. Dort werden mit dem Recht grundlegende Zeitgestaltungen verbunden: das Erinnern (z. B. der Strafprozess), die Verzeihung (z. B. Verjährung), das Versprechen (z. B. ein Vertragsschluss) und dessen Relativierung (z. B. veränderte Umstände).

Prof. Ulrich K. Preuss, Berlin:

Kommentar zu beiden Vorträgen (angefragt)

Diskussion

17:00 Uhr

Dr. Margarete Fabricius-Brand, Hannover: Gespräch **In welchen Zeiten tickt die Rechtspflege?**

Die Vortragende ist Fachanwältin für Familienrecht und Dipl.-Psychologin. Sie berichtet aus langjähriger Erfahrung aus familiengerichtlicher Praxis und wird dazu befragt, wie sich die institutionellen Zeiten und Zeitvorgaben der Familiengerichtbarkeit zu den Eigenzeiten dessen verhalten, was da verhandelt wird: Sorgerecht für Kinder, Scheidung, Adoption, Unterhalt, Versorgungsausgleich. Das „Recht auf eigene Zeit“ wird hier ganz konkret!

Moderation: Dr. Uwe Becker (DGfZP)

Diskussion

20:00 Uhr **Abendveranstaltung**

Elisabeth von Thadden:

Vortrag **„Lässt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen“ ... Zur Aktualität von Goethes**

Wahlverwandtschaften (angefragt)

Die Vortragende ist Redakteurin der Wochenzeitschrift „Die ZEIT“ und ausgewiesene Goethe-Kennerin. Sie analysiert die den „Wahlverwandtschaften“ eingeschriebene ästhetische Zeitstruktur. Dort wird erstaunlicherweise Zeit mit Recht verbunden – wenn auch nicht als ein Recht auf Zeit, sondern als ein Recht „der Zeit“.

Eingerahmt in ein Kammerkonzert:

Alban Berg – Claude Debussy – Max Reger

Alle vorgetragenen Werke sind annähernd zeitgleich entstanden – um 1910. Und doch spiegeln sie völlig unterschiedliche Wege in die musikalische Moderne: den Weg der Zwölftonmusik; den Weg des Impressionismus; und den Weg der Spätromantik.

Gesprächszeit

Sonnabend, 29.11.2008

9:00 Uhr

Prof. Gerd Winter, Bremen:

Vortrag **Ökologie im Spannungsfeld von Zeit und Recht – Macht ein Recht auf eigene Zeit Sinn?**

Der Vortragende ist Professor des Umweltrechts an der Universität Bremen. Ihn beschäftigt, wie sich die Zeitstrukturen des Rechts und der politischen Prozesse, aus denen es hervorgeht, zu den Zeitstrukturen der Ökologie und ihrer Integrität verhalten. Ob ein Recht auf eigene Zeit der Nachhaltigkeit dient, weiß er nicht. Vielleicht benennt er Bedingungen dafür.

10:00 Uhr

Podium **Expert/innen der Praxis I – Recht auf eigene Zeit und seelische Gesundheit**

Dr. med. Heinrich Deserno, Frankfurt

Dipl.-Psych. Herbert Wulf, Oldenburg (DGfZP)

Moderation: Prof. Dr. Christel Eckart, Kassel (DGfZP)

Heinrich Deserno arbeitet am Sigmund-Freud-Institut in der Notfallambulanz bei Depression; er hat die dort gewonnen Erfahrungen wissenschaftlich ausgewertet. Welche Eigenzeiten haben Depressionen in Entstehung und Verlauf, welche Zeitstruktur hat ihre Behandlung? Was würde bei Alldem ein „Recht auf eigene Zeit“ bedeuten? Herbert Wulf kommentiert aus seiner therapeutischen Praxis über Suchtkranke.

10:30 Uhr

Podium **Expert/innen der Zeit II – Recht auf eigene Zeit und lokale Politikgestaltung**

Dipl. Psych. Ulrike Hauffe,

Landesbeauftragte für Frauen in Bremen

Dipl. Ing. Verena Wein-Wilke,

Kreistagsabgeordnete in Stade

Moderation: Dr. Karin Jurczyk,
Deutsches Jugend-Institut München (DGfZP)

Ulrike Hauffe ist zeitpolitisch aktiv gewesen im Deutschen Städtetag und im Bremer Forum Zeiten der Stadt. Sie hat das Bremer Verbundprojekt Beruf und Familie angeschoben. Das Recht auf eigene Zeit wird bei ihr wesentlich mit den Geschlechterrollen und ihrer Veränderung verbunden. Verena Wein-Wilke ist Kreistagsabgeordnete und verbindet das Recht auf eigene Zeit mit dem Recht auf Mobilität.

13:00 Uhr **Mittagspause**

14:00 Uhr

Diskussion **Vom Sinne und Nutzen eines Rechts auf eigene Zeit – und wie weiter?**

Wer soll ein solches Recht auf eigene Zeit – wenn es denn sinnvoll und zu Ende gedacht ist – in der Wirklichkeit geltend machen und durchsetzen? Welcher Interessenten und Bewegungen, welcher Instrumente und Organe bedarf die Zeitpolitik, um zugunsten des Rechts auf eigene Zeit intervenieren zu können?

Kurzplädoyers von DGfZP-Mitgliedern Prof. Birgit Geißler, Universität Bielefeld, Prof. Albert Mayr, Florenz u. a.

Moderation: Dr. Jürgen P. Rinderspacher,
Hannover (DGfZP)

16:00 Ende der Jahrestagung

mit Schlusswort von Prof. Ulrich Mückenberger
Der Worte sind genug gewechselt, lasst mich auch endlich Taten sehen!“ - J. W. v. Goethe, Faust, Vorspiel auf dem Theater (Direktor)

16.30- 19.00 Uhr

Mitgliederversammlung der DGfZP

Anmeldung:

bis 15. November 2008,
Universität Hamburg, Forschungsstelle Zeitpolitik,
Von-Melle-Park 9, D – 20146 Hamburg
email: zeitpolitik@wiso.uni-hamburg.de
Nach Anmeldung werden ein elektronisches Anmeldeformular, die Tagungsadresse, Wegbeschreibung sowie vorbereitende Materialien übersandt.

Unterbringung:

Mit nahen Hotels und Pensionen sind Sonderkonditionen für die Tagungsteilnehmer/innen ausgehandelt. Diese Sonderkonditionen sind, da in Hamburg gleichzeitig eine Messe stattfindet, mäßig und setzen eine Anmeldung bei uns bis zum **15. September** voraus. Eine Liste der Unterkünfte wird mit dem Anmeldeformular übersandt. Die Reservierung erfolgt durch die Teilnehmenden selbst.

Kosten:

Für die Tagung wird ein Beitrag von 20,- € (Nicht-Mitglieder) bzw. 10,- € (Mitglieder) am Eingang erhoben. Der Kostenbeitrag für die Abendveranstaltung am 28. 11. (ggf. einschl. Abendessen) wird noch bekannt gegeben.

Stand vom 15. Juli 2008



Zum Tod von Helga Krüger

Es ist denkwürdig, im Zeitpolitischen Magazin zum ersten Mal nicht den Eintritt neuer Mitglieder, sondern den Tod eines Mitglieds der DGfZP mitteilen zu müssen – noch dazu eines Mitglieds der ersten Stunde. Helga Krüger, Professorin für Soziologie an der Universität Bremen, starb am 22. Februar 2008 an einem plötzlichen, unheilbaren Krebsleiden. Sie nahm ihre Krankheit an, nachdem ihr die Unabänderlichkeit von deren tödlichem Ausgang sicher schien, sie verweigerte krebstypische Behandlungsformen, die nur Aufschub und Degeneration bedeutet hätten, und nahm kraftvoll und warm, noch immer freudig, von ihrem Ehemann und beiden Zwillingstöchtern, von ihren Verwandten und Freund/innen Abschied. Sie lebte den Hinterbliebenen einen angstfreien und würdevollen Tod vor. Sie starb nicht lange nach ihrer Pensionierung im Alter von 67 Jahren.

Helga Krügers im Zeitpolitischen Magazin zu gedenken, hat mehrfache Gründe. Sie war als Soziologin prominent durch Arbeiten auf den Gebieten der Geschlechter-, Jugend- und Familiensoziologie. Sie gehörte wichtigen wissenschaftlichen Gremien an – etwa der Kommission zur Erarbeitung des 6. Jugendberichts (1982), der Kommission zur Erstellung des 7. Familienberichts der Bundesregierung (2006 – als stellvertretende Kommissionsvorsitzende) – und arbeitete auf Länderebene in der Kommission Bremen 2000 sowie dem Bremer Perspektivenlabor des ehemaligen Bürgermeisters Henning Scherf mit. Ihre wissenschaftlichen Leistungen verdienen eine Würdigung, für die hier nicht der Platz ist.¹

Ein japanisches Sprichwort sagt, die Ziele seien wie Sterne – auch wenn man sie nicht erreicht, sollte man die Richtung halten. Helga Krüger wusste immer, wohin sie wollte. Sie verfolgte zielstrebig ihre wissenschaftliche Laufbahn: Bei ihrem Abschluss in Romanistik und Sportwissenschaften 1967 erkannte sie, dass sie viel lieber Professorin als Lehrerin werden wollte. Nach einem sich anschließenden Forschungsaufenthalt

in Bogota/Kolumbien promovierte sie – stipendienfinanziert – in nur zwei Jahren. Bereits 1974 wurde sie im Alter von 34 Jahren nach wissenschaftlichen Arbeiten an den Universitäten Bielefeld und Hamburg als Professorin (C4) an die Universität Bremen berufen. „Meine schnelle Karriere verdanke ich dem Dreiklang zwischen der Hartnäckigkeit im Durchsetzen meiner Ziele, der Suche nach Unabhängigkeit von der Familie, über ein mit Zeitdruck arbeitendes Stipendienwesen und einem hohen inhaltlichen Engagement bei jenen Themen, die ich positiv besetzen konnte“, schrieb sie.²

Wir haben sie immer wahrgenommen als jemanden, die Wissenschaft als Dienstleistung an der Gesellschaft und als Instrument für Gerechtigkeit verstanden hat – fern von einer unmittelbaren Vermarktungs-, nicht aber fern von Verwertungslogik. Im Diskurs mit denen, die „vor Ort“ sind, hat sie ihre wissenschaftlichen Fragestellungen präzisiert – ein beispielgebendes dialogisches Arbeiten. Sie hatte immer ein sicheres Empfinden dafür, wo Machtverhältnisse schräg liegen. Und dann hat sie nicht nur kluge Positionen vertreten, sondern auch konkret gehandelt.

Helga Krüger war eine frühe Verfechterin des zeitpolitischen Ansatzes – und zwar als eine geschlechterpolitisch begründete Zuwendung zum Ansatz der lokalen Zeitpolitik oder der „Zeiten der Stadt“. Im Bremer Perspektivenlabor unterstützte sie diesen Ansatz, seit dieser dort im Jahre 1992 zu einem von mehreren Gestaltungsfeldern wurde. Sie beteiligte sich an Hearings und wissenschaftlichen Expertisen zur Zeitgestalt des Einzelhandels, der Krankenhäuser, der öffentlichen Sicherheit in der Stadt und brachte dabei jeweils stadtpolitische Erwägungen mit ihren sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen zusammen. Im Perspektivlabor und in öffentlichen Diskussionen war sie Streitbar, kompromisslos, aber durch ihre Präsenz stets lernfähig – und voller Schalk selbst im zugespitztesten Streit.

Helga Krüger war denn auch an der ersten deutschen „Zeiten der Stadt“-Konferenz beteiligt, die im September 1996 an der (damals noch existierenden) Hochschule für Wirtschaft und Politik in Kooperation mit der (damals noch existierenden) Gewerkschaft ötv und dem europäischen Aktionsforschungsprojekt „Eurexcter“ („excellence territorial en Europe“) stattfand. Dort hielt sie einen Vortrag über „Die Zukunft der Stadt – eine Frage von Zeitgestaltung und Geschlecht“, in dem sie den jüngeren Erkenntnissen zum Wechselverhältnis zwischen veränderten Geschlechterbeziehungen in Beruf und Familie und den Anforderungen an eine veränderte städtische Zeitgestaltung nachging.

Kein Wunder also, dass sie den zeitpolitischen Ansatz markant in die Arbeiten am 7. Familienbericht der Bundesregierung einbrachte. Nicht nur analytisch verarbeitete dieser Bericht Helga Krügers wissenschaftliche Einsichten zur institutionellen Prägung des Lebenslaufs und des Tagesablaufs in seiner zeitlichen Gestalt. Die Szenarien, die der Bericht anbietet – etwa das „Optionszeiten-Modell“, das die Erwerbs-

arbeitszeiten stärker als bisher an die biografischen Gestaltungsnotwendigkeiten der Menschen anpassen will – sind vielmehr auch Ausdruck eines politisch-praktischen Gestaltungswillens, der auf Umsetzung längst gesammelten Wissens in eine verändernde gesellschaftliche Praxis drängt. Dass Ministerin Ursula von der Leyen anlässlich der Präsentation des 7. Familienberichts am 25. April 2006 äußerte, „die ‚spannendste‘ Botschaft des Berichts sei der Verweis auf die ‚Zeitpolitik‘“, ist wesentlich auf Helga Krügers Mitarbeit zurückzuführen.

Das Bedürfnis nach folgenreicher Verwendung wissenschaftlicher Einsichten war auch der Grund für Helga Krügers Beitritt zur und Mitarbeit in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik. Die DGfZP wurde ja 2002 gegründet, weil die vielen mit Zeitgestaltung befassten Wissenschaftler/innen, die dort mitwirken, der Auffassung sind, dass bereits ungeheuer viel über die Zeitgestalt des alltäglichen Lebens gewusst, dass aber nur erschreckend wenig davon in praktisch-politischer Gestaltung berücksichtigt wird. Helga Krüger trat gleich ganz zu Beginn ein. Sie sprach auf Jahrestagungen und mischte bei der Profilbildung der DGfZP mit. Markant war das Wechselspiel zwischen ihrer Mitarbeit in der Familienberichts-Kommission und der DGfZP-Arbeitsgruppe (außer ihr Peter Beier, Eckart Hildebrandt, Helmut Spitzley und Ulrich Mückenberger), die in den Jahren 2004/05 das Manifest „Zeit ist Leben“ erarbeitete. Auch hier floss ein, wie Institutionen und institutionelle Arrangements (Schule, Ehe, Erwerbsarbeit)

Biografien und Tagesabläufe durchstrukturieren. Am meisten schlug sich ihre Position in der These nieder, dass die Biografie nicht länger diachron – als Abfolge bestimmter Lebens„abschnitte“ (wie Jugend, Erwachsenenleben, Alter) – begriffen und gestaltet werden darf, sondern als synchrone Überlagerung sich entwickelnder Lebens- und Handlungsnotwendigkeiten: eine Erkenntnis, die so neu nicht ist, die aber – ernst genommen – das gesamte Institutionensystem der Bildung, Wohlfahrtspflege, „Altersgrenzen“ etc. in Frage stellt.

Bei den vielen offenen zeitpolitischen Fragen, die allein diese grundlegende Überlegung enthält, sind wir umso trauriger, dass Helga Krüger uns bei ihrer Bearbeitung und Bewältigung nicht mehr helfen wird. Sie war so visionär wie konkret, so fragend wie beantwortend, so unmittelbar wie tiefenscharf und präzise, so willensstark und robust in der Sache wie vorsichtig und feinfühlig in der Beziehung. Unsere Gedanken sind bei ihrem Mann und ihren zwei Töchtern. Uns werden ihr Wissen, ihre Energie und Geradlinigkeit und ihre gelassene Heiterkeit fehlen.

Ulrike Hauffe und Ulrich Mückenberger

1 Helga Krüger selbst hat unlängst eine wissenschaftsbiografische Skizze vorgelegt in: Ulrike Vogel (Hrsg.), Wege in die Soziologie und Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität, Wiesbaden, VS Verlag 2006; S. 61 ff.
2 S. der Beitrag in Fußnote 1, S. 65.

Arbeitsgruppen der DGfZP

Berliner Zeitpolitische Gespräche

Mitglieder aus Berlin und dem Umland, Wissenschaftler/innen, Praktiker/innen und Künstlerinnen, diskutieren in zeitpolitischer Perspektive Themen aus Gesellschaft, Kultur und Politik. Leitthema, das von Zeit zu Zeit auch philosophisch, politologisch und soziologisch explizit behandelt wird, ist die Frage, was Zeitpolitik ist, leisten kann und künftig leisten sollte.

Ein Kurzvortrag leitet das Diskussionsthema des Abends ein. Am Ende wird zeitpolitisch und DGfZP-organisatorisch Aktuelles besprochen.

Die Gruppe trifft sich regelmäßig am dritten Dienstag des Monats (außer im Oktober und in Ferienmonaten). Gäste sind jederzeit herzlich willkommen.

Nächste Termine (jeweils um 18.00 Uhr):

16. 09. 2008: **Die Halbtagsgesellschaft.**

Arbeit teilen - Zeit gewinnen. Gastreferent:

Prof. Dr. Carsten Stahmer. Wiesbaden/Heidelberg

21. 10. 2008: **Arbeitszeitdilemma von Müttern, Vätern, Pflegenden.** Svenja Pfahl, Dipl.-Soz., SowiTra-Institut für sozialwissenschaftlichen Transfer, Berlin

16. 12. 2008: **Bilanz der Jahrestagung 2008** der DGfZP (s. oben) und Highlight aus »Zeit in den Künsten«

Ort: bei Prof. Dr. Dietrich Henckel, 10623 Berlin, Technische Universität Berlin, Gebäude B, Hardenbergstr. 40a, Zimmer Nr. 226

Kontakt: Christiane Müller-Wichmann
ch.m.wichmann@t-online.de

Protokolle der letzten Veranstaltungen zum Download www.zeitpolitik.de

Zeitpolitische Gespräche in anderen Regionen

Wer ist bereit, solche zu organisieren?

Who Is Who? Mitglieder der DGfZP stellen sich vor

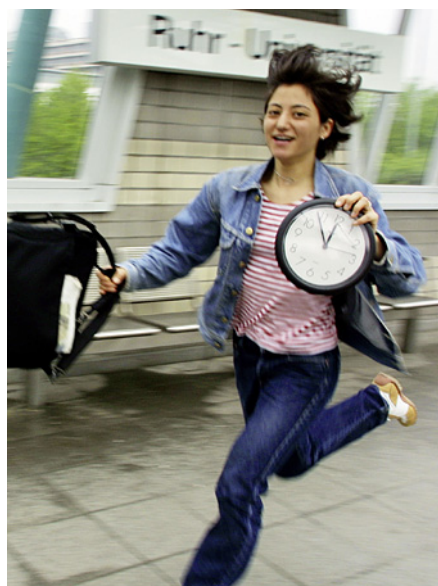


Raimund Rodewald

In meiner bereits 18jährigen Arbeit im Landschaftsschutz stoße ich immer wieder auf Grundsatzfragen nach unserem Umgang mit Zeit. Projekte von touristischen Resorts in den Alpen, internationale Stromverbundleitungen, Großkraftwerke oder auch allerlei Bauprojekte von Stararchitekten, die sich in einem Originalitätswettkampf gegenseitig überbieten wollen, werden unter dem Diktat der kurzen Fristen durch die Bewilligungsinstanzen hindurchgepeitscht. Zeit wird dabei zu einem bloßen Hindernis im Behördenverfahren, reduziert zu einem nutzlos sich im Kreis drehenden Uhrzeiger. Zeit wird zu einem Leerraum, der die Macher dieser Welt zum unfreiwilligen, nur Kosten aufwerfenden Warten zwingt. Unser wirtschaftliches System scheint die Zeit als größten Feind geortet zu haben. Gerade in meiner Rolle als Konfliktpartei, welche gegen besagte Großprojekte dann und wann Baubeschwerden einreicht und Fragen nach der Landschafts- und Umweltverträglichkeit stellt, stoße ich auf diese Stigmatisierung von

Zeit. So wird in der Schweiz am 30. November 2008 über die Abschaffung des Verbandsbeschwerderechtes abgestimmt, also gerade jenes Rechts, das sich Zeit im Sinne eines Reflexions- und demokratischen Mitspracheraums erkämpfen will. Von rechtsbürgerlichen Kreisen wird dieses Recht als Verhinderungs- und Verzögerungsinstrument abgestempelt. Dank des Beschwerderechtes konnten jedoch nicht nur gesetzeswidrige Eingriffe in die Natur verhindert, sondern auch Bauprojekte dank des gewonnenen Zeitfensters diskutiert und verbessert werden. Henri Bergson prägte den Unterschied zwischen „le temps“ und „la durée“ und versinnbildlichte den Unterschied an der Dauer, welches ein Zuckerstück benötigt, bis es im heißen Tee aufgelöst ist. Jedes Ding, jeder Vorgang, jeder Denkprozess hat gemäss Bergson eine innere, jeweils andere Zeit, die sich nicht beliebig beschleunigen lässt. Dies ist auch mein Credo für den Umgang mit Landschaft. Wie wir heute für Generationen den Raum verändern, muss deshalb dringend zeitpolitisch und -philosophisch diskutiert sein.

Raimund Rodewald, Dr. phil.,
Geschäftsleiter Stiftung Landschaftsschutz Schweiz (SL)
r.rodewald@sl-fp.ch



Nadine M. Schöneck

Während meiner Kindheit und Jugend im Westerwald erlebte ich Zeit als eine amorphe Substanz, von der ich zu viel hatte. Auch während meiner ersten drei Bochumer Studienjahre schenkte ich ihr keine besondere Beachtung – Zeit war

einfach da. Erst 24-jährig, zu Beginn eines Auslandsstudienjahres in den USA, begriff ich, dass (Lebens-)Zeit vergänglich ist. Unmittelbar nach Ankunft in Austin/Texas machte ich mir klar: Ich werde nur einmal als Studentin hier sein, ich muss die Zeit nutzen! Retrospektiv betrachtet war dieser an mich selbst gerichtete Zeit(aus)nutzungsimperativ der Startpunkt meiner zeitthemen Sensibilisierung, und er begründete mein Bemühen, möglichst jede denkbare Erfahrung in der Ferne zu sammeln.

Ich ging davon aus, mit Rückkehr in mein Bochumer Studentinnenleben in alte temporale Muster zurückzufallen, denn der Beschleunigungsdruck, der zum Kennzeichen meiner Zeit in Texas wurde, hatte seinen Preis: Getriebenheitsempfinden. Doch ein Jahr reicht offensichtlich aus, um bestimmte Zeitpraktiken nachhaltig zu internalisieren: Es gab kein Zurück mehr, bis heute lebe ich verhältnismäßig beschleunigt und

getrieben. Soviel zum Entdeckungszusammenhang meines zeitthemen Forschungsinteresses.

Gegen Ende meines Studiums der Sozialwissenschaft in Bochum, Austin und Oxford gewann ich mit einem zeitthemen Wettbewerbsbeitrag (Titel: „Der getriebene Mensch“) den Deutschen Studienpreis 2002 der Hamburger Körber-Stiftung. Es war naheliegend, mich anschließend auch im Rahmen meiner Diplomarbeit der Zeitthematik zu widmen. Seit Sommer 2003 bin ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der FernUniversität in Hagen beschäftigt und arbeite seit Herbst 2003 an einer von Prof. Dr. Uwe Schimank betreuten zeitsoziologischen Dissertation (Arbeitstitel: „Zeiterleben und Zeithandeln Erwerbstätiger“), mit deren Fertigstellung in den nächsten Monaten zu rechnen ist – wird ja auch langsam Zeit!

nadine.schoeneck@fernuni-hagen.de
www.nadine-schoeneck.de

Veranstaltungen

Informationen zu Vorträgen, Workshops, Tagungen

AVISO Enquete: „Prekäre Zeiten“

„Tagelöhner, wie wir sie von früher kennen“! Die Hälfte der Erwerbstätigen werden in 20 Jahren wieder in dieser Situation sein und mit Zweit- und Dritt-Jobs über die Runden kommen müssen, prognostizieren uns Zukunftsforscher.

Mehrere Jobs, geringes Einkommen, kein arbeitsfreier Sonntag? Wir befinden uns bereits auf dem Weg in diese unsicheren Zeiten!

Die Enquete „Prekäre Zeiten“ bietet eine umfassende Sicht auf die zunehmende Entgrenzung von Arbeit und freier Zeit. Dies betrifft vor allem Menschen in prekären Arbeits- und

Lebensverhältnissen. Sie können weder am Zeitwohlstand noch am materiellen Wohlstand teilhaben – ein europaweites Problem, wie die Enquete zeigen wird.

Eine Veranstaltung der Allianz für den freien Sonntag Österreich in Kooperation mit dem Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz

Die Einladung und ein detailliertes Programm wird Anfang September 2008 auf unserer Homepage www.freiersonntag.at bekannt gegeben.

Zeit: Dienstag, 14. Oktober 2008 von 10:00 bis 16:30 Uhr
Ort: BMSK, Stubenring 1, 1010 Wien

Tagung: Zeitgewinn und Selbstverlust

Folgen und Grenzen der Beschleunigung in der späten Moderne

Interdisziplinäres Symposium vom 12.09. – 13.09.2008

Universität Hamburg,
Anna-Siemsen-Hörsaal
Fachbereich Erziehungswissenschaft,
Von-Melle-Park 8, 20146 Hamburg

Referentinnen und Referenten:

Nicole Aubert (Paris)
Andreas Dörpinghaus (Würzburg)
Benigna Gerisch (Hamburg)
Esther Horn (Stuttgart)
Vera King (Hamburg)
Hans-Christoph Koller (Hamburg)
Carmen Leccardi (Mailand)
Joanna Lipper (London)
Christa Rohde-Dachser (Frankfurt a. M.)
Hartmut Rosa (Jena)
Heinz Weiß (Stuttgart)

Wissenschaftliche Leitung:

Prof. Dr Vera King, Fakultät Erziehungswissenschaft,
Psychologie und Bewegungswissenschaft
PD Dr. Benigna Gerisch, Medizinische Fakultät

www2.erzwiss.uni-hamburg.de/aktuell/Zeitgewinn2008.pdf



**Zeitgewinn
und Selbstverlust**

**Folgen und Grenzen
der Beschleunigung
in der späten Moderne**

**Interdisziplinäres Symposium
vom 12.09. – 13.09.2008**

Universität Hamburg,
Anna-Siemsen-Hörsaal
Fachbereich Erziehungswissenschaft,
Von-Melle-Park 8, 20146 Hamburg

Wissenschaftliche Leitung:
Prof. Dr Vera King, Fakultät Erziehungswissenschaft,
Psychologie und Bewegungswissenschaft
PD Dr. Benigna Gerisch, Medizinische Fakultät

Anmeldungen:
Sylvia Kahouaji,
Universität Hamburg, Fak. EPB, Sektion 1,
Von-Melle-Park 8, 20146 Hamburg
Telefon: 040-42838-2143 Telefax: 040- 42838-2112
E-Mail: 11@erzwiss.uni-hamburg.de

Tagungsgebühr bis 31. 5. 08: 60 €, ab 1. 6. 08: 70 €
Studierende bis 31.5.08: 30 €, ab 1.6.08: 35 €
Für Studierende der Universität Hamburg ist der
Eintritt kostenfrei. Anmeldung erforderlich
www2.erzwiss.uni-hamburg.de/aktuell/Zeitgewinn2008.pdf

Referentinnen und Referenten
Nicole Aubert (Paris)
Andreas Dörpinghaus (Würzburg)
Benigna Gerisch (Hamburg)
Esther Horn (Stuttgart)
Vera King (Hamburg)
Hans-Christoph Koller (Hamburg)
Carmen Leccardi (Mailand)
Joanna Lipper (London)
Christa Rohde-Dachser (Frankfurt a.M.)
Hartmut Rosa (Jena)
Heinz Weiß (Stuttgart)

Die Tagung wird finanziell unterstützt von der ZEIT-Stiftung,
der Universität Hamburg sowie der Fakultät für Erziehungswissenschaft,
Psychologie und Bewegungswissenschaft der Universität Hamburg

UHH
Universität
Hamburg ZEIT-Stiftung
Ebelin und Gerd
Bütnerius

Neue Literatur

Neue Veröffentlichungen von Mitgliedern

Zeitpolitisch relevante Neuerscheinungen, die uns die Autoren mitgeteilt haben



Martina Heitkötter und
Manuel Schneider (Hrsg.)

Zeitpolitisches Glossar

Grundbegriffe - Felder - Instrumente - Strategien

Reihe: Tutzinger Materialien

Tutzing: Evangelische Akademie, 2007

Das Zeitpolitische Glossar ist 2004 aus einer Zusammenarbeit der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik mit der Evangelischen Akademie Tutzing hervorgegangen, die von der Bundeszentrale für politische Bildung unterstützt worden war. Es ist seit langem kostenlos zum download auf der Website der DGfZP erhältlich und jetzt als Buch in der Reihe „Tutzinger Materialien“ erschienen.

Dieses Nachschlagewerk verfolgt zwei Ziele: Es will zeitpolitisches Denken und Handeln anhand konkreter Begriffe ver-

ständiglich machen, und es will dazu beitragen, laufende Verständigungs- und Klärungsprozesse innerhalb und außerhalb der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik voran zu bringen. Die Stichworte werden von ausgewiesenen Fachleuten prägnant erklärt und mit weiterführender Literatur versehen. Damit bietet das Zeitpolitische Glossar entlang der Vertiefung einschlägiger Schlüsselbegriffe der Zeitpolitik einen breit gefächerten Überblick über unsere Forschungs- und Gestaltungsfelder.



Karin Jurczyk und Mechthild Oechsle (Hrsg.)

Das Private neu denken

Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen

(Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 21)

Münster: Westfälisches Dampfboot, 2007

Seit den 1990er Jahren gewinnt das Thema Privatheit in seinen verschiedenen Facetten neue Aktualität. Grund dafür sind Grenzverschiebungen zwischen Öffentlichem und Privatem wie zwischen Erwerbsarbeit und Familie. Der Band analysiert Prozesse der Restrukturierung und Reformulierung des Privaten aus verschiedenen disziplinären Perspektiven. Gefragt

wird nach dem Gestaltwandel des Privaten, nach dem ‚Wert des Privaten‘ und nach seinen möglichen Ambivalenzen. Der Blick richtet sich auf die gesellschaftliche Funktionalität des Privaten wie auf seine normativen Begründungen.

(Verlagstext)

Beiträge in Sammelbänden und Zeitschriften

Hartmut Seifert:

Altersgerechte Arbeitszeiten

In: Aus Politik und Zeitgeschichte 18-19/2008.

Hartmut Seifert:

Arbeitszeit – Entwicklungen und Konflikte

In: Aus Politik und Zeitgeschichte 04-05/2007.

Andere empfehlenswerte Neuerscheinungen

Stefan Böschen und Kurt Weis

Die Gegenwart der Zukunft

Perspektiven zeitkritischer
Wissenspolitik

309 Seiten

Wiesbaden: VS Verlag

für Sozialwissenschaften, 2007

Rezension: Stefan Böschen, Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich „Reflexive Modernisierung“ an der Universität Augsburg, und Kurt Weis, Soziologe an der TU München, gehen davon aus, dass die Zukunft in der Moderne ein offener Raum ist. Dabei, so betonen sie, wird der offene Raum der Zukunft nicht passiv oder gar fatalistisch erwartet. Kalkulation und zukunftsbezogene Planung sowie Verrechtlichungen und Bürokratie sollen die Zukunft als Ort des unbestimmbareren Nichtwissens beeinflussen. Die Zukunft könne in der Gegenwart gewählt werden, sie sei in der Gegenwart gestaltbar.

Allerdings enthält diese Möglichkeit neben Chancen auch Risiken, denn die Folgen unseres Handelns können die Zukunft negativ beeinflussen. Die Autoren verweisen auf die „Risikomärkte“ Müll, Biomedizin, BSE, Chemiepoltik und grüne Gentechnik. So bedeute die Zucht von Saatgut auf gentechnischer Basis einen Zeitgewinn, und somit einen Kostenvorteil. Am Beispiel der grünen Gentechnik verdeutlichen Böschen und Weis auch einen typischen Zeitkonflikt: Die Befürworter dieser Technologie stellten deren Verfügbarkeit in geringsten Zeithorizonten in Aussicht. Vor dem Hintergrund einer kulturellen Prägung, die auf lange Zeithorizonte ausgerichtet sei und einer von Hans Jonas schon frühzeitig geforderten Fernethik erscheinen aber die langfristigen Folgen, die von der grünen Gentechnik möglicherweise ausgehen, als Gefahr für die natürliche Ordnung.

Abschließend heben die Autoren als zentrale Aufgabe von Zukunftspolitik hervor, dass sowohl implizite Zukunfts-

bindungen aktuellen Handelns aufzuzeigen als auch relevante Kulturbestände in zeitkritischer Absicht zu untersuchen seien, um sie für eine legitime Selbstbindung von Gesellschaft fruchtbar zu machen. Die entscheidende Frage laute: „Gelingt es modernen Gesellschaften Selbstbindungskräfte zu institutionalisieren, die der Entfesselung wissenschaftlich-technologischen Fortschritts tragfähige Grenzen setzen können?“

(S. 271; Hervorhebung im Original) Das Verdienst von Böschen und Weis liegt darin, dass sie anhand ausgewählter Problemfelder anschaulich aufzeigen, wie gegenwärtige Entscheidungen und Aktivitäten die Zukunft verändern, und welche Anforderungen sich für eine zeitkritische Wissenspolitik daraus ergeben, dass Zukunft in der Gegenwart geplant und gestaltet wird. Konflikte, die mit dem zwangsläufigen Nicht-Wissen über gesellschaftliche Zukünfte verbunden sein können, sollten, so die Autoren, durch eine zeitkritische Wissenspolitik transparenter gemacht und rationaleren Lösungen zugeführt werden. *Ludwig Heuwinkel*

Olaf Morgenroth

Zeit und Handeln

Psychologie der Zeitbewältigung

224 Seiten

Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer,

2008

Zeitnot, Hektik und Stress, aber auch eine zunehmende individuelle Verantwortung für den Umgang mit Zeit haben ein neues Interesse an der Zeitthematik geweckt. Aus psychologischer Perspektive ist Zeitbewältigung mehr als nur die optimale Nutzung der knappen Ressource Zeit. Nach einer einführenden Betrachtung ausgewählter Zeitprobleme und einer Darstellung zentraler Wissensbestände zum menschlichen Zeitbewusstsein wird in diesem Buch die

komplexe Beziehung zwischen Zeit und Handeln analysiert. Der Autor zeigt das Zusammenwirken von Person und Umwelt bei der zeitlichen Organisation von Handlungen auf und stellt die Einflüsse des Zeitmanagements auf das Verfolgen langfristiger Ziele und die psychosoziale Befindlichkeit dar. *(Verlagstext)*

Michael Jaeger

Global Player Faust oder das Verschwinden der Gegenwart

134 Seiten

Berlin: wjs-Verlag, 2008

Rezension: Goethe hat seinen Faust mit guten Gründen als eine „Tragödie“ charakterisiert. Heute, aufs Jahr genau 200 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Teils dieses epochalen Werkes, wird Fausts tragisches Scheitern an seiner Ruhelosigkeit und seinem unstillbaren Vorwärtsdrang wie nie zuvor zur Mahnung. Jaeger hat über das Verschwinden der Gegenwart ein kluges, ein zum Nachdenken anregendes und in mehrfacher Hinsicht zeitrelevantes Buch geschrieben, ein Anti-Zeitmanagement-Brevier. Die entrhythmiserten Zeiten der postmodernen Verdichtungsmanie lassen kein Verweilen mehr zu, treiben zu pausenloser Eile an. Fausts Bewegungsfuror hat die globalisierte Menschheit annähernd zur Gänze infiziert, und sein fatales Motto: „Fluch vor allem der Geduld“ ist zur zentralen Maxime einer sich weltweit breit machenden Zeit-ist-Geld Mentalität geworden.

Goethe hat die alles und alle bedrängende Gesellschaft der Ruhelosigkeit vorausgesehen. Er hat sie auf die Bühne gebracht, als Mahnung. Es hat nichts genutzt. Von dort ist sie herabgestiegen und hat flächendeckend in die Alltagswirklichkeit Einzug gehalten.

Karlheinz Geißler

Götz, Konrad

Freizeit-Mobilität im Alltag oder Disponible Zeit, Auszeit, Eigenzeit – warum wir in der Freizeit raus müssen

303 S., 76,00 €

Berlin: Duncker & Humblot, 2007

Rezension: Die Dissertationsschrift von Konrad Götz zielt auf ein differenzierteres Verständnis der sozialen, soziokulturellen und motivationellen Hintergründe von Freizeitmobilität. Sehr informativ und übersichtlich beschreibt Götz die wichtigsten Etappen der sozialwissenschaftlichen Freizeit-Debatte, wobei er betont, dass die Herausbildung von abhängiger Erwerbsarbeit die Voraussetzung von Freizeit bildet. In seiner systemtheoretisch gestützten Begriffsbestimmung unterscheidet er zwei Stufen: Auf der ersten Stufe ist freie Zeit zunächst nur eine Auszeit, welche die Funktionssysteme Arbeit und Familie gewähren. Auszeiten, so Götz, sind hinsichtlich ihrer Verwendung offen. Auf einer zweiten, eher von der Handlungsperspektive bestimmten Stufe stelle sich heraus, dass erst die Aneignung der Auszeit als Eigenzeit wirkliche Handlungszielräume schaffe, die kennzeichnend für Freizeit seien.

Nach der Darstellung theoretischer und empirischer Zugänge zur Erklärung von Mobilität und Verkehrsverhalten stellt Götz sein Konzept zur Erforschung der Mobilitätsstile vor. Freizeitmobilität sei eine Verräumlichung disponibler Zeit, also das Verlegen der Freizeitabgrenzung in den Außenraum. Die aus der Lebensstilforschung übernommenen und auf die Freizeitmobilität angewandten Lebensstil-Bestimmungen ermöglichen ein differenziertes Bild von Freizeitmobilitätsstilen. Als empirische Grundlage dienen qualitative Interviews. So kann Götz zeigen, dass für die Gruppe der Überforderten und Abhängigen (z. B. durch altersbedingte Behinderung) die soziale Erreichbarkeit von Freizeitzielen eingeschränkt sei. Der soziokulturelle Aspekt des Freizeit-

verhaltens, der in den Verkehrswissenschaften bisher kaum berücksichtigt werde, wird an folgendem Beispiel verdeutlicht: Eine für bestimmte Lebensstilgruppen „unpassende“ Kneipe in unmittelbarer räumlicher Nähe wird niemals besucht, dagegen werden für den Besuch einer „angesagten“ Kneipe weite Wege in Kauf genommen.

„Warum wir in der Freizeit raus müssen“, erläutert Götz damit, dass Freizeitaktivitäten und Muße zwar auch im eigenen Zuhause erfolgen könnten, aber erst das Verlassen desselben ermögliche es, andere Lebensstile im Kontrast wahrzunehmen, sie zu beobachten oder auch sich von ihnen abzugrenzen. „Insofern ist eine Voraussetzung der Konstituierung von Lebensstildifferenzierung, sich in der freien Zeit nach draußen zu bewegen.“ (S. 255) Dem Autor ist durch die Verknüpfung von Freizeitaktivitäten mit den Ergebnissen der Lebensstilforschung ein instruktiver und lesenswerter Beitrag gelungen.

Ludwig Heuwinkel

Gloy, Karen

Zeit. Eine Morphologie

269 S., 25,00 € (broschierte Ausgabe)

Freiburg und München: Verlag Karl

Alber, 2006

Rezension: Da es bis heute keine umfassende, einheitliche Zeittheorie gibt, sieht es Karen Gloy als wichtige Aufgabe, eine solche zu entwickeln. Die Professorin für Philosophie und Geistesgeschichte geht davon aus, dass sich in der Entwicklung der Vorstellungen vom Erkenntnisvermögen seit der Antike über Kant bis zur Gegenwart „ein Stufenmodell herausgebildet (hat), das einen unteren, emotionalen, leiblich verankerten Teil vorsieht und einen oberen, verstandesmäßigen, zwischen denen eine Zwischenstufe eingeschaltet ist, die der Vermittlung dient.“ (S. 14f.) Diese Vorstellung unterstellt, so Gloy, eine Stufenabfolge, die von der unmittelbaren Erlebnisweise, der sinnlich-

leiblichen Befindlichkeit, ausgeht und über die gestaltende Handlung bis hin zu dem begreifenden kognitiven Verstehen reicht, welches kennzeichnend für die Wissenschaft ist.

Gloy wendet dieses Modell nun auf die Zeit an: Dem subjektiven Zeiterleben als unterste Stufe entspreche die Erlebniszeit, dem gestaltenden Handeln die Zeitgestalt und der Stufe des Begreifens und des kognitiven Verstehens die wissenschaftliche, mathematische Zeit. Auf dieser dritten Stufe wird die Zeit zum abstrakten, leeren Schema, in das beliebige Inhalte integrierbar seien, während auf den ersten beiden Stufen noch eine enge Verknüpfung zwischen dem Zeit wahrnehmenden Subjekt und den dazu gehörigen konkreten Ereignissen und Handlungen bestehe. In den Kapiteln 2 bis 4 konkretisiert die Autorin die jeweilige Besonderheit der einzelnen Stufen in einer auch für philosophische und zeitsoziologische Laien gut verständlichen Darstellung. Im fünften Kapitel fragt die Autorin aus, welche Zeitvorstellung zur Erklärung der Quantentheorie herangezogen werden könnte, denn hier reiche die homogene, kontinuierliche Linearzeit der dritten Stufe nicht mehr aus.

Die Verfasserin betont, dass mit diesem Zeitstufenmodell nicht eine biologische Höherentwicklung oder ein historischer Fortschritt begründet werden könne, auch wenn dies vielleicht nahe liege. Die mit Mystik oder Meditationsübungen verbundenen Zeiterfahrungen seien nicht geringer einzustufen als die vom Verstand reflektierte Zeitform. „Gemeint ist ausschließlich eine Schichtung von Formen bzw. Strukturen im Sinne einer intellektuellen Rekonstruktion, einer verstandesmäßigen Erfassung und Durchdringung der menschlichen Zeiterfahrungen.“ (S. 244) Diese Rekonstruktion ist Karen Gloy überzeugend gelungen.

Ludwig Heuwinkel

Glosse

Vorsicht, Zeitfenster!

Es sind vor allem Sprachbilder, Metaphern, die uns helfen, die Wirklichkeit zu erschließen und zu verstehen. Aber Wortbilder sind es auch, mit denen die Realität zu verschleiern versucht wird. Zur zweiten Kategorie zählen die offenen und geschlossenen „Zeitfenster“. Aufgetaucht sind sie als Begleitfloskel der New Economy. Seitdem bereichern sie auf unrühmliche Art und Weise deren brutalisierte Investmentterminologie. Und da sich diese mit Vorliebe in globalisierten Kleidern zeigt, kennen wir sie nun also auch als „time windows“.

Zwar schauen die Beschäftigten in Deutschland immer noch, das zumindest hat Professor Wieland von der Universität Wuppertal kürzlich erforscht, 60 Minuten täglich aus dem Fenster. Das aber soll und muss sich ändern. In Zukunft wird so etwas nur noch gestattet, wenn es sich dabei um Zeitfenster handelt: „Machen Sie schnell, in zwei Minuten schließt Ihr Zeitfenster!“ Und kaum hat's der Chef gesagt, da geht das Zeitrollo schon runter und man wird auf die nächste Zeitschiene gesetzt, die schnurstracks dorthin führt, wo sich Aufgabenberg neben Aufgabenberg türmt. Da dauert es auch nicht lang, und man torkelt gegen das eine oder andere geschlossene Zeitfenster und jubelt, wenn es sich plötzlich öffnet. Aber Vorsicht! Nur allzu schnell stürzt man aus diesem hinaus, sieben Stockwerke tief und nippelt ab.

Öffnet die Zeitfenster!

Offenbar ist Karlheinz Geißler hier nicht gegen ein geschlossenes Zeitfenster getorkelt, sondern hat sich aus einem offenen gaaanz weit hinausgelehnt - ist auch nicht abgestürzt, sondern hat nach sorgfältigem Abschätzen und Ausloten der Fallhöhe sanft den Aufschwung in unsere kulturkritische Zeithängematte genommen! Das Fenster leitet sich aus dem lateinischen „fenestra“ ab und beschrieb ursprünglich eine „Öffnung für Luft und Licht in der Wand“. So was Gesundes können wir immer gebrauchen!

Susanne Schroeder

Da bleibt nur der gute Rat – Zeitmanager herhören! Ein guter Rat, den könnt Ihr doch immer gebrauchen! – Zeitfenster zu meiden. Die nämlich haben weder mit Fenstern noch mit Zeit etwas zu tun. Wer „Zeitfenster“ sagt, sagt auch „zeitnah“ statt bald, sofort oder sogleich und bewegt sich bevorzugt in „Zeitkorridoren“. Das aber meist nur im Kreis.

So, liebe Mitglieder und Fans unseres Vereins zeitsinniger und zeitgelehrter Zeitliebhaber, das nächste Mal berichte ich Euch etwas über den vom Aussterben bedrohten oberbayerischen Brauch der interaktiven Form des Liebesbeweises, dem sogenannten „Zeitfensterln“.

Karlheinz Geißler

Sie sind noch nicht Mitglied der DGfZP?

So können Sie es werden:

Bitte schicken Sie Ihre Anmeldung per Post an die Geschäftsstelle der DGfZP.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 75,00 €, ermäßigt 40,00 €.

Er ist zu überweisen auf das Konto: Zeitpolitik e.V., 533 048 105, bei der Postbank Berlin, BLZ 100 100 10.



Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V.

NAME _____

STRASSE UND HAUSNUMMER _____

POSTLEITZAHL UND ORT _____

TELEFON _____

FAX _____

E-MAIL _____

DATUM UND UNTERSCHRIFT _____

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik

Geschäftsführender Vorstand:

Prof. Dr. Ulrich Mückenberger, Hamburg
Dr. Jürgen P. Rinderspacher, Hannover
Prof. Dr. Dietrich Henckel, Berlin
Dr. Helga Zeiher, Berlin

Beratender Vorstand:

Dr. Uwe Becker, Düsseldorf
Prof. Dr. Christel Eckart, Kassel
Prof. Dr. Karlheinz A. Geißler, München
Dr. Martina Heitkötter, München
Dr. Christiane Müller-Wichmann, Berlin
Dr. Dagmar Vinz, Berlin

Geschäftsstelle:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
Technische Universität Berlin
Institut für Stadt- und Regionalplanung
FG Stadt- und Regionalökonomie
Hardenbergstraße 40a · 10623 Berlin
Tel.: 030 / 314 280 89
(Sekretariat Constanze Eichhorst)
Fax: 030 / 314 281 50
d.henckel@zeitpolitik.de

Kontoverbindung: Zeitpolitik e.V.
Postbank Berlin
Konto-Nr. 533 048 105
BLZ 100 100 10

www.zeitpolitik.de

Impressum

Das Zeitpolitische Magazin (ZpM) für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. und für Interessierte im Umfeld erscheint mehrmals im Jahr. Es wird von der DGfZP herausgegeben. Es ist kostenfrei und wird als PDF-Datei per eMail verschickt. Bestellung und Abbestellung bitte formlos an die Redaktion.

Verantwortlich für Inhalt (V.i.S.d.P. und gemäß § 10 Absatz 3 MDStV) und Redaktion dieser Ausgabe: Helga Zeiher

Redaktion:

- Dr. Helga Zeiher - helga.zeiher@t-online.de
(Koordination)
- Dr. Martina Heitkötter - mheitkoett@aol.com
- Benjamin Herkommer - benjaminherkommer@freenet.de
- Dr. Ellen Kirner - ellenkirner@web.de
- Prof. Albert Mayr - timedesign@technet.it
- Dr. Ulrike Schraps - uschraps@zedat.fu-berlin.de
- Dr. Dagmar Vinz - vinz@zedat.fu-berlin.de

Satz: Anna von Garnier - post@annavongarnier.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Das ZpM ist als Gesamtwerk urheberrechtlich geschützt. Das Copyright liegt bei der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V., das Urheberrecht namentlich gekennzeichneten Artikel liegt bei deren Verfasser/innen.

Das Zitieren aus dem ZpM sowie die Übernahme namentlich nicht gekennzeichneten Artikel ist gestattet, solange solche Inhalte keiner kommerziellen Nutzung dienen und die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. als Quelle genannt wird. Die Redaktion bittet um Zusendung eines Belegexemplars.

Das ZpM wird mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt; Links auf Webseiten von Dritten werden auf Funktionalität geprüft. Mit Urteil vom 12. Mai 1998, Aktenzeichen 312 O 85/98 „Haftung für Links“, hat das Landgericht Hamburg entschieden, dass man durch die Anbringung eines Links die Inhalte der verlinkten Webseite ggf. mit zu verantworten hat. Dementsprechend distanziert sich das ZpM ausdrücklich von allen Inhalten der Webseiten von Drittanbietern, auf die ein Link gelegt wird. Wir machen uns deren Inhalte nicht zu eigen.

Verletzungen von Urheberrechten, Markenrechten, Persönlichkeitsrechten oder Verstöße gegen das Wettbewerbsrecht auf fremden Webseiten waren nicht augenscheinlich und sind der Redaktion eben so wenig bekannt wie eine dortige Erfüllung von Straftatbeständen.